

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 29.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 15. Juli 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.



Wilhelm



Nachdruck verboten.

## Der Sarkophag.

Eine Metamorphose von Richard Voss.

In der Werkstatt des wackeren Meisters Silanus, — sie lag am Fuße des Aventin, zunächst dem Tiberufer, — befand sich ein reicher Vorrath von Sarkophagen. Denn da das Sprichwort: „Heute roth, morgen todt“ an keinem Orte der Welt eine so traurige Wahrheit war, wie in der römischen Kaiserstadt, da die letzte Behausung des Römers gewöhnlich in Marmor oder Travertin gehöhlt wurde und der Todte auf die Vollendung der Arbeit nicht warten konnte, mußten die Steinmetzen, deren Handwerk sich häufig zu einer ansehnlichen Kunst erhob, die letzte Ruhestatt eines Menschen schon bereitet haben, wenn der Betreffende noch wohl und munter im Lichte der Sonne wandelte.

In der Werkstatt des wackeren Marcus Silanus gab es Sarkophage in allen Größen und Arten; Sarkophage für Kinder und Erwachsene, Sarkophage für Ehepaare, Sarkophage für Senatoren, Adile und Ritter, Sarkophage aus Travertin ohne jeden plastischen Schmuck und Sarkophage aus kostbarem griechischen Marmor, die Seitenwände bedeckt mit bildlichen Darstellungen, von so hohem Kunstwerth, daß der Erwerb eines solchen letzten Ruhebettes das Vermögen eines Freigelassenen des Cäsars erforderte. Auf den Prachtstücken des würdigen Marcus Silanus waren nicht nur der schöne Endymion mit der hehren Diana oder die zarte Psyche in den Armen Amor's abgebildet; der ganze hohe Olymp, alle Götter und Göttinnen Rom's und Griechenlands mußten sich den Todten zugesellen. Auch wimmelte es von Bacchen, Faunen, Satyren, von Centauren, Meerwesen und anderen wunderbaren Geschöpfen, die auf den Särgen der edlen Römer und Römerinnen ein unvergänglichliches Dasein führten.

Unter dem Vorrath des guten Bildhauers befanden sich etliche gewaltige Sarkophage, mit einer mächtigen Steinplatte verschließbar, auf welcher in Lebensgröße das Ehepaar ruhte, das sich mit einander wollte begraben lassen. Die beiden waren in vollem Leben dargestellt. Halbauferichtet lagerten sie auf dem Dedel ihres Sarges, der Gatte dicht bei der Gattin. Auf das Sorgfältigste waren die Gewänder in prächtigem Faltenwurf gearbeitet, aber die Köpfe zeigten noch den rohen Stein, wußte der Künstler doch nicht, für welche Gestorbenen er sie zu meißeln haben würde.

Unfertige Portraits waren auf zahlreichen anderen Sarkophagen angebracht, einzeln und zu Zweien; entweder in der Mitte der Vorderseite, zuweilen einen Bacchantenzug unterbrechend, oder zu beiden Seiten von schwebenden Genien begleitet; und zwar waren die meisten dieser Büsten bis auf die Gesichter vollendet. Oft blieb der wackere Marcus Silanus, der von beschaulicher Natur war, vor einem solchen Werk seiner Hände stehen, betrachtete es nachdenklich und versuchte, sich vorzustellen, was für ein Gesicht der Kopf bekommen würde? Vielleicht, — nur die Götter konnten es wissen, — sein eigenes braunes, hübsches Antlitz.

Eines Sommerabends saß er mit seinem jungen Weibe und seinem Erstgeborenen vor der Werkstatt, schaute behaglich auf das Gewühl der Straße, die von Narren und Sänften, Spaziergängern und Ausrüfern, Sklaven und Landleuten wimmelte, und beschwafte mit den Nachbarn die Neugierigkeiten des Tages: die Spiele im großen Circus, das Fest im Marsfeld und den Gesang Kaisers Nero, welchen sie den Göttern gleichstellten; denn in Rom besaßen die Mauern Ohren und ein böshafte oder mißbilligendes Wort über das kaiserliche Krächzen konnte das Leben kosten. Da vernahmen die Plaudernden den gellenden Ruf eines Sklaven: „Platz für den edlen Appius Valerius!“ worauf die Menge aus einander wich und alsbald die Sänfte des vornehmen Mannes sich zeigte, der jung, schön, reich und leutselig, beim Volk sowohl seiner Verdienste und Tugenden willen, als weil er ein Freund des Cäsars war, in hohem Ansehen stand. So reckte denn auch der wackere Marcus seinen Hals, um den edlen Römer an seinem Hause vorüberziehen zu sehen. Die Weiber, den vornehmen Mann erblickend, flüsternten durch einander: „Juno, das ist Einer! Seht, wie freundlich er grüßt! Die Götter geben ihm Glück! Nun, der ist wohl glücklich; so vornehm, hübsch und reich und von den Menschen geliebt. Und ein Freund des Cäsars! Erst vor einem Monat hat er ein Weib genommen. Was für Eines? Die Tochter des Mnenius Agrippa, die reiche Claudia! Die schöne Claudia! Die sittsame Claudia! Das ist freilich ein glücklicher Mann!“

Aber Alle verstummten; gerade vor der Werkstatt des Marcus Silanus blieben die Träger der Sänfte stehen, die Haus-Sklaven sprangen hinzu und halfen Appius heraus. Dieser schritt mit seinem Gefolge von Freigelassenen, Freunden und Klienten durch die schnell zusammengelaufene Menge, nach allen Seiten freundlich

grüßend, in das Haus des wackeren Marcus, welcher aufgesprungen und dem vornehmen Mann entgegen geeilt war.

Huldreich redete Appius den Künstler an:

„Bist Du Marcus Silanus?“

„Die Götter schenken Dir Wohlgergehen, ich bin's. Was steht in Deinem Begehrt?“

„Zeige mir Deine Sarkophage, um derenthalb Du in Rom vor allen Anderen gerühmt wirst.“

„Wöchten die Götter Dir, o edler Appius, langes Leben spenden; gebiete über mein Eigenthum.“

Langsam wandelte Appius durch die langen Reihen der Marmorstücke, mit dem verwöhnten Auge des Kenners Bildwerke und Arbeit prüfend. Marcus schritt hinter ihm drein und fragte heimlich einen der Freigelassenen:

„Für wen sucht Appius den Sarkophag? Ist im Hause des Herrn Jemand gestorben?“

Aber der Freigelassene wußte von Nichts.

Appius lobte häufig die treffliche Arbeit und Composition, welche auf manchem Stein nicht die Copie eines berühmten griechischen Vorbildes, sondern des Künstlers eigene Erfindung war. Vor allen anderen gefiel ihm ein Doppelstuck aus parischem Marmor, an dem sich auf drei Seiten ein Fries hinzog, der in Hochrelief eine Reihenfolge von bacchischen Gestalten zeigte: bekränzte, junge Weiber und schöne Jünglinge, den Thyrsosstab schwingend, Arme und Haupt zurückgeworfen, führten sie einen fast wilden Tanz auf. Die jungen herrlichen Gestalten waren so voller Bewegung, ein solches unsterbliches Dasein athmete aus dem Stein, so viel unvergängliche Jugend und seliger Jubel, daß die Darstellungen auf diesem Sarge als eine Verklärung alles Lebens erschienen. Auf der vierten Seite des Sarkophages befand sich, beinahe in ganzer Gestalt aus dem Stein heraustretend, die Abbildung eines Ehepaars, das sich mit innigster Zärtlichkeit bei der Hand gefaßt hielt. Auch diese Köpfe harrten ihrer Gesichter. Lange stand Agrippa vor dem Sarkophag, jede Figur aufmerksam betrachtend, über jede Figur sein Entzücken äußernd:

„Das ist eine Arbeit, werth eines griechischen Meisters, mein redlicher Marcus; selbst bei Dir erwartete ich nicht, ein solches Kunstwerk zu finden, stelle keinen zu geringen Preis und lasse ihn Dir von meinem Schreiber auszahlen. Doch mußt Du den Sarkophag sogleich in mein Haus schaffen; auch diese Nacht noch den beiden Köpfen dort Züge und Ausdruck geben.“

„Diese Nacht noch?“

„Morgen bereits sollen die Beiden an der appischen Straße begraben werden.“

„Soll ich die Gesichter nach den Todten machen oder nach einem Bildwerke, welches Du, o Herr, von den Gestorbenen besitzt?“

„Nach den Lebenden selbst, mein würdiger Marcus.“

„Nach den Lebenden selbst?“

„So sagt' ich.“

„Aber —“

„Mein guter Marcus, beeile Dich und sende nach Deinen Leuten. Schon dunkelt es. Fahr wohl. In meinem Hause am Coelius sehen wir uns wieder.“

Eine Stunde darauf langte Marcus mit dem Sarkophag bei Appius an. Er fand das Haus hell erleuchtet und wie zu einem Feste geschmückt. Vor dem Atrium brannten Fackeln, auf den Dreifüßen dampfte wohlriechendes Rauchwerk, Blumengewinde schlangen sich von Säule zu Säule, der Fußboden war mit blühenden Myrten bestreut und schöne Knaben reichten am Eingang den Gästen Rosenkränze.

Marcus stand und wußte nicht wohin mit seinem Sarge; aber ein junger Haus-Sklave kam und wies ihn an, den Stein in das Triclinium schaffen zu lassen.

Hier befanden sich Appius und sein junges Weib, die schöne Claudia, beide in Festgewändern, Rosenkränze um die Stirnen. Sie empfingen die Gäste, die mit Bewunderung der eiligen Einladung gefolgt waren, welche ihnen erst am Vormittag zugesendet worden. Man lagerte sich auf den mit phönizischem Purpur bedeckten Speisebetten, eine sanfte Musik ertönte, Jungfrauen sprengten Narren und Jünglinge trugen das Mahl auf.

Dem Bildhauer rief Appius zu:

„Jetzt, mein wackerer Marcus, beweise Deine Kunst und beginne Dein Werk. Meine Knaben werden Sorge tragen, daß Du dabei nicht Durst leidest.“

Dem guten Marcus wurde immer verworrener zu Sinne; stammelnd erkundigte er sich:

„Wer sind die Beiden, die ich auf dem Sarkophag abbilden soll?“

Darauf Appius:

„Ich bin es und hier mein liebes Weib Claudia. Beginne.“

Darauf wendete er sich zu seinen Freunden:

„Genießet, Ihr Geliebten, das Mahl in ungestörter Heiterkeit und Freude; darnach sollt Ihr erfahren, was dieses eilige Fest und dieser Sarkophag zu bedeuten

haben. Seht, welche unsterblichen Gestalten ihn schmücken.“

Aber ungeachtet dieser Aufforderung, ungeachtet des herrlichen Mahles, das eines Lucullus würdig gewesen wäre, ungeachtet der milden Heiterkeit von Wirth und Wirthin, drückte eine schwere Stimmung die Gemüther der Gäste, welche, während die Knaben ihnen die vollen Schüsseln vorsehten und den köstlichen Wein kredenzten, immerfort nach dem Sarkophag hinüberpähten, an dem unter dem Meißel des Künstlers die beiden Köpfe Antlitz und Leben gewannen, in flüchtigen aber sicheren Umrissen die bekannten und geliebten Züge der Freunde wiedergebend.

Bis zum Morgengrauen währte das Fest, währte die Arbeit des Meisters; alsdann erfuhren es die Freunde: Der Cäsar trug Verlangen nach dem schönen und sittsamen Weibe des Appius. Da nun der Mann wie die Frau sich weigerten, dem Kaiser zu Willen zu sein, wurden sie Beide von Nero zu einem „freiwilligen“ Tode verurtheilt. Als der Tag anbrach, entrißen sich die Gatten den weinenden und wehlagenden Freunden, begaben sich in das stille, bräutlich geschmückte Gemach, darin sie als Neuvermählte geschlummert, und tranken aus einer Schale den vergifteten Wein, den der Cäsar ihnen mit seinem Gruße gesendet hatte. Von dem himmlischen Reigen der seligen Bacchuslinder umtanzt, wurden sie an der appischen Straße begraben.

Ein Jahrhundert später ereignete sich in dem alten und ruhmreichen Geschlecht der Valerier auf's Neue ein graufiger Todesfall, welcher für einige Tage das Gespräch Rom's bildete. Es geschah eines strahlenden Frühlingmorgens, daß vor dem prächtigen Hause am Coelius eine junge, mit Tannien umwundene Cypresse aufgepflanzt wurde, das Zeichen: in diesem Hause liegt ein Gestorbener.

Aber in keinem der vielen Gemächer, die rings den Hof umgaben, war ein Todter aufgebahrt, obgleich es im ganzen Hause nach den Narren duftete, die man bei einem Begräbniß zu sprengen pflegte und auf den ehernen Dreifüßen aus köstlichen Gefäßen Spezereien dampften. Seltsam war auch, daß bei allen diesen Anzeichen eines Sterbefalles die Bildnisse der Götter wie zu einem Fest bekränzt waren. Dort aber, wo im zweiten innersten Hofe der Altar sich erhob und die Laren des Hauses ihr Heiligthum hatten, wurden ununterbrochen Opfer dargebracht; dort saßen unter den Bildsäulen der Ahnen die Valerier; die Väter und Mütter, die Töchter, Söhne und Enkel in Trauergewändern, beteten zu den Himmlischen und klagten um eine Gestorbene.

Vor dem Trauerhause drängte sich das neugierige Volk murmelnd und flüsternd:

„Sechzehn Jahre ist sie alt. Erst sechzehn Jahre und schon so ruchlos! Es heißt, sie hätte ihren Vetter heirathen sollen, den jungen Claudius Valerius. Die Götter mögen diese Nazarener vernichten! Sagt: In welchem Circus finden die Spiele statt? Im slavischen Amphitheater. Wißt Ihr, was für Bestien die Nazarener zerreißen sollen? Aus Afrika sind Löwen angelangt. Jupiter gebe, daß sie hungrig sind. Gehst Du schon fort? Nach dem Amphitheater, damit ich noch einen guten Platz bekomme. Warte, wir gehen mit.“

Bereits viele Stunden vor Beginn der Spiele strömten von allen Seiten die Römer in den ungeheuren Bau; das gewaltige Rund glich einem ausgebrannten Krater, an dessen Wänden Völkerscharen auf und niederwimmelten. Den Kolosß überragten hohe ehernen Maste, welche einen Himmel aus farbigem Linnen trugen. Von den höchsten Spitzen blickte man wie in einen Abgrund hinab. Goldig leuchtete es aus der Tiefe herauf: feiner schimmernder Sand bedeckte den Boden der Arena, — der Goldsand des Cäsars. Aus den unterirdischen Kässen drang dumpfes Gebrüll der hungernden Bestien herauf an die Oberwelt.

Es erschienen die Senatoren, die Ritter, die Priester. Der Kaiser kam. Dann nahmen die heiligen Jungfrauen der Bestia ihre Sitze ein. Das Schwirren der aber und aber Tausenden von Stimmen schwoll an, wuchs zum Rauschen, zum Brausen. Das römische Volk that es den hungernden Thieren nach: es raste vor Mordgier.

Da schien sich der Boden der Arena zu öffnen und die Erde ein Gewimmel wilder Leiber auszuspeien; doch die brüllenden Bestien verstummten, erschreckt durch das Freudengeschrei, das sie empfing.

Aber nun schwieg auch die heulende Menge; in dem Niesenraum des Amphitheaters wurde es still, fast lautlos. Aus der Tiefe quollen feierliche Stimmen empor: Gesang der zum Tode geführten Christen.

Es war ein langer Zug: Greise, die am Stabe dahinwankten, Kinder, die von der Hand der Mutter geführt wurden, Jünglinge, Jungfrauen. Weil ihr Tod nicht nur für die Römer eine Feier war, trugen die Meisten die Festtracht der weißen Toga. Von den Jungfrauen hatten etliche frische Kränze auf.



Als die dem Tode Geweihten die Arena betraten, wurde der feierliche Hymnus unterbrochen von dem Angstgeschrei der Kinder, welche die wilden Bestien erblickten, von den gräßlichen Jammerlauten der Mütter, die ihre Kinder an sich rissen; doch Viele waren, die bis zum letzten Athemzug den Herrn lobten.

Jetzt begann das Schauspiel. Um besser sehen zu können, erhoben sich unter den Zuschauern die Frauen. Alles drängte, beugte sich vor. Mit brennenden Augen und glühenden Wangen starrten sie athemlos hinab, ihren Lippen entglitten Seufzer der Wonne, Ausrufe des Entzückens; denn unter ihnen wurde gemordet, zerissen, zerfleischt. Der Jubel des erregten Volkes mischte sich mit dem Mordgebrüll der Bestien, mit dem Sterbeschrei der Opfer.

In der Arena ein blutiger Anäuel von thierischen und menschlichen Leibern, Todte, Sterbende und Lebende in gräßlichem Durcheinander. Der goldige Grund ein Sumpf fließenden und gerimmenden Blutes; Löwen und Tiger an den fürchterlichen Körpern ihren Durst löschend.

Plötzlich von den Lippen der Tausende ein Ausruf. Einige von den Zuschauern hatten sie erkannt; nun lief ihr Name von Mund zu Mund.

„Da ist sie, die junge Valeria! Sehet dort! Venus, wie holdselig sie ist!“

Sie stand, vor Entsetzen und Grauen schon halb entseelt, gerade unter den Sigen der Vestalinnen, gegen die hohe Schranke gedrängt. Goldiges Haar umfloß die zarte, lichte Gestalt, schlaff hingen die Arme herab, ihr süßes Gesicht hatte einen Ausdruck, als hätte sie der Blick der sterbenden Gorgone getroffen. Sie schaute an sich herab auf ihr Kleid, das ein breiter purpurner Streifen säumte, auf ihre Füße, die in einer Blutlache standen. Von dem Gräßlichen, was um sie her vorging, schien sie nichts zu sehen, nichts zu hören.

Plötzlich war ihr's, als würde sie wie aus hohen Lüften von einer geliebten Stimme angerufen: „Valeria! Valeria!“

Sie sah auf und erblickte vor sich einen gewaltigen Löwen, wie zum Sprunge geduckt. Aber im selben Augenblick wiederum von jenen zärtlichen Lippen voll Todesangst ihr Name gerufen. Sie schaute in die Höhe, ihre starren Züge belebten sich, wie der Glanz eines Lächelns glitt es über das liebliche Antlitz, sie öffnete den Mund, um zurück zu rufen, da, — mit einem Seufzer sank auch sie.

Gesättigt vom Blute der Arena, streckte sich der Löwe neben seinem Opfer nieder. Nur wo die mächtige Tahe sie getroffen hatte, an ihrem umleuchteten Haupt, quoll es dunkel hervor, die Stirn der Märtyrerin salbend.

In der Nacht wurde die Arena von dem Blute und den Gebeinen gereinigt. Als die Sklaven die holde Valeria fanden, hoben sie die schöne Todte sorgsam auf, trugen sie in die unterirdischen Gewölbe, hüllten sie in ein Linnen und schafften sie heimlich hinaus, wo ein junger, vornehmer Römer mit einer Bahre und den Trägern ihrer harzte und den Leichnam der Christin mit ersticktem Jammer in Empfang nahm. Nun bildete sich der kleine Trauerzug, an dessen Spitze der Jüngling schritt, häufig ausschleichend und den geliebten Namen seufzend: „Valeria! Valeria!“

Sie zogen durch das Velabrum, am großen Circus vorüber, zur Porta Capena, kamen auf die Via Appia und gelangten endlich zum Grabe der Valerier, das sie erreichten, als gerade der Tag ausdämmerte.

Ueber dem Gipfel des Albanus stieg ein rosiges Gewölke zu dem lichtgrünen Aether des Himmels hinan, vom Meere her wehte ein fröhlicher Wind und in den Lüften jubelten die Lerchen.

Unter den Cypressen, die das stolze, in Marmor-glanz leuchtende Grabmal umstanden, wurde die Bahre niedergelassen, die Gruft geöffnet, eine Fadel entzündet und in das Innere gedrungen. Lange wählte Valerius unter den Gräbern der Ahnen. Dann entschied er sich für einen Sarg, auf dem ein Bacchantenzug dargestellt war, ein Werk von hellenischem Geiste befeelt. Von diesem Sarge gebot er den Deckel zu heben, die Gebeine, die noch darin ruhten, sorgfältig zu sammeln, in eine Urne zu schließen und darauf die holde Valeria da zu bestatten, wo die treuen Gatten Appius und Claudia Ruhe gefunden. So geschah es, daß um den todtten Leib der jungen christlichen Märtyrerin selige Bacchanten und thyrsoschwingende Jungfrauen den Reigen tanzten.

Ueber ein Jahrtausend war vergangen, seitdem in Rom die ersten Christen den Bluttod erlitten hatten; seit beinahe einem Jahrtausend war der unterdrückte Glaube die triumphirende Religion geworden, welche verfolgte, statt verfolgt zu werden, Märtyrer machte, statt welche zu haben.

In Rom war die antike Welt in Trümmer geschlagen worden; ihr Schutt düngte die römische Erde.

Die Tempel waren umgewandelt in Kirchen, unter den gebrochenen Säulen lagen die gestürzten Altäre, die geschleiften Götterbilder. Die Theater, Thermen, Basiliken und Portiken wurden entweder als Steinbrüche und Kalkgruben benutzt oder sie dienten einem mächtigen und kriegerischen Adel als Burgen und Festen.

Der Papst war nicht der höchste Priester, sondern der oberste Kriegsmann und die Fehden der großen römischen Geschlechter unter einander schufen aus dem weiten Lande ringsum ein einziges Schlachtfeld.

Von der appischen Straße her versuchten es die Colonna, in Rom einzudringen, das sich gerade in dem Besitze der Gaetani befand. Diese zogen den Feinden entgegen, drängten sie bis nach Albano zurück und trafen Anstalten, die appische Straße zu verteidigen. Sie verschanzten sich auf dem Grabmal der Caecilia Metella, das sie mit einer Zinnenkrone ummauerten und in ein starkes Castell umwandelten. Damit der Feind nicht einen ähnlichen festen Platz einnehmen konnte, zerstörten sie eine große Anzahl der prächtigsten Grabmäler, von denen die herrliche Straße zu beiden Seiten besetzt war. Mit den mächtigen Trümmern barikadirten sie den Weg zu diesen Wällen, Bildwerke, Säulen und Sarkophage benutzend. Sie drangen in die Grabkammern, schleppten die Steinsärge an's Tageslicht und ramnten sie in die Verschanzungen.

Auch das ehrwürdige Grabmal der Valerier blieb vor solchem Schicksal nicht verschont: der Sarkophag mit den tanzenden Gestalten, welcher auf der einen Seite die Abbilder zweier Gatten und das Zeichen des christlichen Martyriums trug, wurde zugleich mit der Statue eines Senators jenes Geschlechtes und einer Grabstelle benutzt, ein Bollwerk zu vervollständigen, das die Straße oberhalb des Circus Maximus absperrte. Die Colonna siegten, die Gaetani wurden verjagt, ihre Wälle und Bollwerke zerstört und das Denkmal der Caecilia Metella in eine Burg der Colonna verwandelt, bis Rom in die Hände der Orsini fiel, deren Herrschaft wiederum die der Massimi folgte.

Da lag nun der arme Sarkophag, hart am Rande der Straße im Grafe der Steppe. Manche seiner in ewiger Jugend strahlenden Gestalten hatte die Waffe eines Basallen der römischen Barone getroffen und grausam verstümmelt; aber unverlezt waren die Gesichter der beiden Gatten geblieben, die mit stillem Lächeln, Hand in Hand, auf die verwandelte Erde schauten. Unberührt blieb der alte Römerjarg liegen. Im Frühling umblühten ihn Tazetten und Crocus, die Wasser des Himmels füllten ihn, funkelnde Lacerten trieben auf seinem immer noch leuchtenden Stein ihre Spiele, die Lerchen jubelten über ihm, Völkervögel zogen auf der alten Heerstraße an ihm vorüber und zuweilen rastete ein milder Wanderer oder ein Hirt auf ihm aus; die Zeiten vergingen und der Marmor begann zu verwittern.

Dann baute sich beim Haine der Egeria ein junges Paar sein Haus; die Weiden fanden den Sarkophag und schafften das herrenlose Gut nach ihrer Hütte, wo sie ihn unter einem Dicht von Rosen und Lorbeer als Brunnenbecken aufstellten. Fortan rieselte die klare, kühle Quelle in den Stein, aus welchem die Bewohner der Hütte, Geschlecht auf Geschlecht, das Wasser schöpften, an dem die Kinder spielten und des Abends die Großen plaudernd ausruhten. Auch hätten die Bacchanten und die beiden Vermählten manch heimlich zärtliches Gespräch belauschen können, manchen Liebesblick, manchen Kuß.

Wiederum nach langer Zeit geschah es, daß der Sarkophag sammt dem Rosengebüsch und den Lorbeer-Dichtungen von einem kunstbegeisterten Fremdling ablonterteit wurde, sogar ein Liebespaar war daneben zu sehen. Aber einmal kam ein kluger Römer des Weges daher; der kaufte den alten Stein um ein Geringes und schaffte ihn nach Rom in ein dunkles, dumpfiges Gewölbe, wo er unter andere Antiken und Antiquitäten gesteckt wurde und lange Zeit begraben blieb, bis er von einem Fremdling aufgespürt wurde. Dieser ließ den ehrwürdigen Stein in Stroh verpacken und auf der Eisenbahn in sein kaltes, nebeliges Vaterland schicken, wo der arme Sarkophag jetzt stehen muß zwischen wilden Bergen, zwischen finsternen Tannendälbern, unter einem Himmel, der lieber grau ist als blau; und es wäre der Sarkophag, der so Vieles erlebt, noch mehr zu beklagen, hätte nicht eine mildthätige Hand sich seiner erbarmt und Blumen hinein gepflanzt: gelbe Rosen, feuerrote Geranien und buntes Caprifolium; sodas aus dem, was bestimmt war, den verwesenden Leib des Menschen zu bergen, jetzt Blumen erblühen.

Was wird aus dem Sarkophag geworden sein, nachdem abermals tausend Jahre vergangen?

Nachdruck verboten.

## Aus den Erinnerungen einer alten Hofdame.

Von A. von G.

Nach Thaten richtet der Mann, der  
Weibes Arbeit ist seine Liebe.

Meinet, trauert, Ihr deutschen Frauen, und Ihr Männer schämt Euch der Thräne nicht, dem Hohl der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit, die wir dem Andenken dessen widmen, den zwar das Kaiser-Diadem schmückte, der aber dennoch unfremdem Herzen nahe, — stets „unser Fritz“ geblieben ist!

Unser Fritz, der unsere Männer, Söhne und Enkel in den Kampf geführt hat, zu Preußen's, zu Deutschland's Ehr' und Ruhm, und dem zuletzt zu dem ewig frischen Vorbeertränze, zugleich mit dem königlichen und kaiserlichen Diadem, die Dornenkrone des Leidens auf die Stirn gedrückt wurde!

Nicht von seinen Heldenthaten will ich reden, weder von denen auf blutigen Schlachtfeldern im feindlichen Feuer, noch von denen des Märtyrers im Kampfe mit der tödtlichen Krankheit, — davon werden Andere singen und schreiben; nicht von den Siegen, welche die Weltgeschichte preist, von anderen Siegen will ich erzählen, von den Siegen, die sein warmes, treues Herz, seine gewinnende, natürliche Liebendürftigkeit, sein offenes Wesen, sein frischer Humor und seine huldvolle Herablassung gewannen. Diese echte, wahre Liebendürftigkeit, die nicht anerzogen wird, sondern die der unverfälschte Ausdruck eines warm empfindenden Herzens ist, strahlte aus seinen blauen Augen, ganz gleich, ob Vornehm oder Gering sich ihm nahte. Mit derselben herzgewinnenden Freundlichkeit, dem Impulse des Augenblickes folgend, umarmte er auf dem Schlachtfelde den ersten mit dem eisernen Kreuze erster Klasse decorirten bairischen Soldaten, wie er den Blumenstrauß des Bauernkundes mit fröhlichem Scherzworte an der Brust befestigte, — mit derselben bezaubernden Galanterie, mit welcher er auf dem großen Ballfeste in Mailand die Spitzen-Robe der reizenden Königin von Italien knieend von dem Palmen-Gebüsch löste, neigte er sich zum Kuß vor der einfachsten Frau aus dem Volke, die ihr jauchzendes Kind dem schönen Kaiserohne entgegen hielt.

Wer jemals den Druck der kräftigen Hand gefühlt, wenn der freundliche Blick seines Auges, ein heiteres Scherzwort aus seinem Munde zu Theil geworden, der wird es nie vergessen, der wird mit mir empfinden, wenn ich als Frau sein warmes Herz und seine bezaubernde Liebendürftigkeit vor Allem preise.

Noch steht es deutlich vor mir, das reizende Bild, da ich den jetzt Entschlafenen zum ersten Male sah, obgleich ein Menschenalter zwischen heute und damals liegt.

Es war im Sommer 1832, als ich, ein blutjunges Mädchen, zur Prinzess Wilhelmine in das Marmor-Palais befohlen wurde. Mein Vater leitete mich bis zum Vorzimmer, und zitternd vor Verlegenheit überschritt ich die Schwelle des Salons, wo ich von der schönsten, geistvollsten und liebendwürdigsten Prinzessin auf das huldvollste empfangen wurde und meine Schüchternheit unter dem heiteren Geplauder, während welchem ich neben der hohen Frau auf dem Sopha Platz nehmen mußte, bald überwand. Nachdem dieselbe lange Zeit in lebenswürdiger Weise die Unterhaltung geführt hatte, sagte sie mit von Mutterglück strahlenden Augen: „Jetzt müssen Sie aber meinen Sohn sehen!“

Ihrem Rufe folgend, öffnete sich die Thüre, und ein Madonnenbild erschien in dem Rahmen derselben, wie Rafael und Murillo kein schöneres erträumen konnten, — die Amme mit dem prinziplichen Knaben. Erstere der Typus der heiligen Maria, — der kleine Thronerbe das entzückendste Kind, das ich je gesehen, und daneben die fürstliche Mutter, bildschön und anmuthig.

Ich durfte das süße, kleine Kinderhändchen küssen, während die madonnenhafte Amme das Prinzchen auf den Armen tanzte lieh.

Seitdem hatte ich öfter das Glück, den fürstlichen Knaben zu sehen, auch später, nachdem ich verheirathet war, gelegentlich meines Aufenthaltes in Berlin, Potsdam und Koblenz, wo die hohe Mutter mit zärtlichster Liebe und musterhafter Pflichttreue die Erziehung ihres Sohnes persönlich leitete. Prinz Friedrich Wilhelm war ein auffallend lebenswürdiger Knabe, und der treue Ausdruck seiner blauen Augen, sowie der biedere Handschlag bereiteten mir jedesmal eine wahre Herzensfreude.

Nur flüchtig sah ich den zum schönen Manne erblühten Prinzen, als wir zum Empfange dem neuvermählten Paare unsere Huldigungen in M. darbrachten; darauf fesselte mich die Stellung meines Mannes lange Jahre fern von der Heimath, und erst, als ich schon Großmutter geworden, hatte ich in Wiesbaden die Ehre, von den kronprinzlichen Herrschaften zur Tafel befohlen zu werden und neben dem hohen Gastgeber sitzen zu dürfen.

Wie lebenswürdig verstand er zu plaudern! Scherze aus der Kindheit, Kriegs-Erlebnisse und kleine Anekdoten, Alles in harmloser, belustigender Weise durch einander.

„Schon Großmama?“ fragte er, mir mit verbindlicher Galanterie einige Höflichkeiten sagend. „Ja, ja, wie die Jahre vergehen! Wir kennen uns doch schon eine geraume Zeit.“

„Ich kenne Eure kaiserliche Hoheit noch viel länger, als kaiserliche Hoheit mich.“

„Sie mich länger, als ich Sie? Wie ist das möglich?“

„Nun erzählte ich von dem unvergeßlichen Anblick aus meiner Jugendzeit. „Kaiserliche Hoheit,“ schloß ich, „es waren die drei schönsten Menschen, die ich je gesehen!“

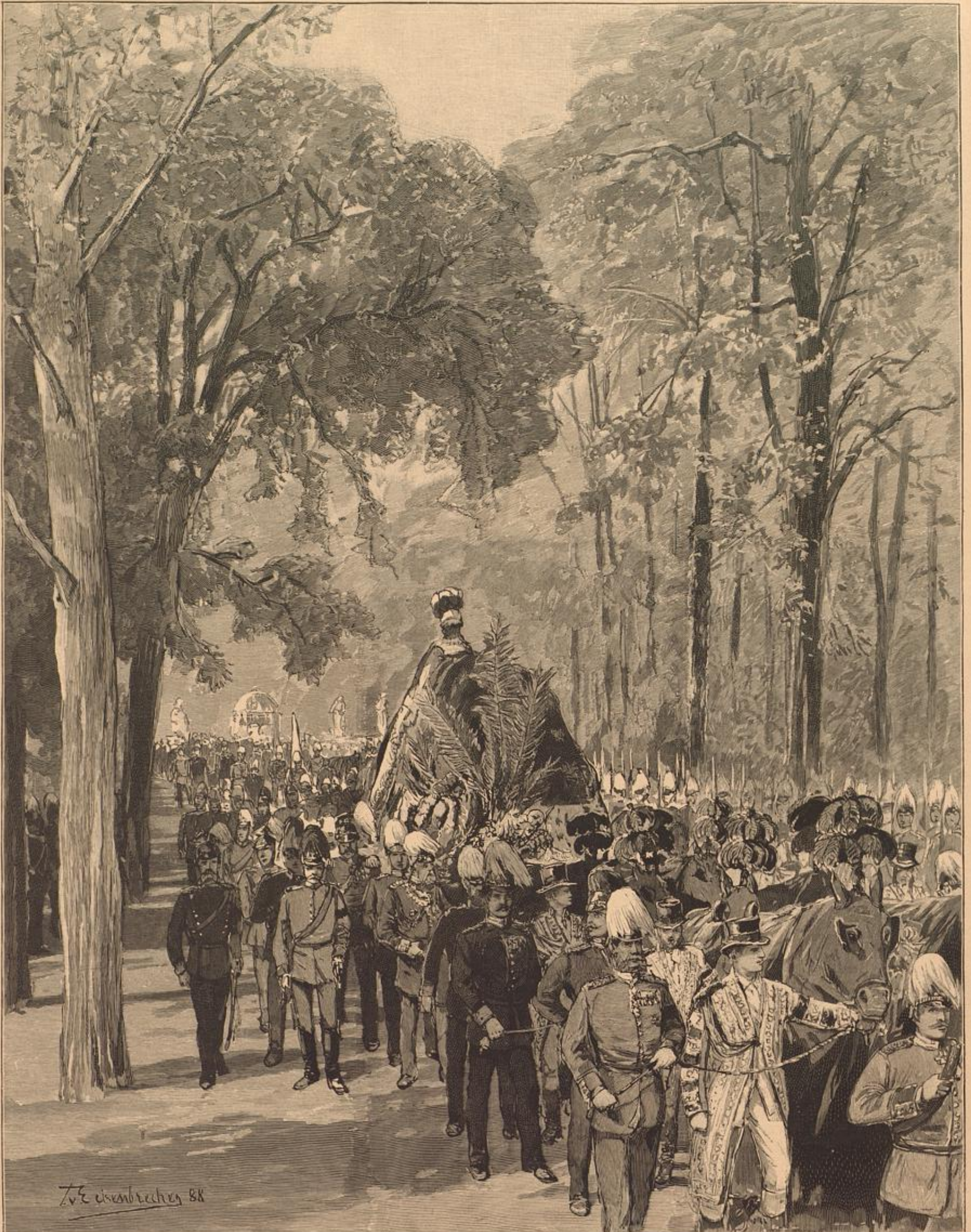
„Die drei schönsten Menschen,“ — wie etiquettewidrig Fürsten mit einer Amme in gleiche Kategorie, — aber es war heraus und schien nicht missfallen zu haben, denn nie wurde mir in freundlicherer Weise gedankt, als vom Kronprinzen, der heiter lächelnd sich verbeugte, darauf sein Glas erhob und „auf die alte Bekanntschaft!“ dasselbe leerte.

„Dessentlich sehen wir uns bald einmal wieder,“ war sein Abschiedsgruß, mit welchem er mir warm die Hand drückte.

Trotz der lebenswürdigen Aufforderung schwand wieder Jahre, ehe ich mich dauernd in der Heimath niederlassen und mein Enkel-Töchterchen in die Salons der Hauptstadt einführen konnte.

Auf einem Ball, den das kronprinzliche Paar in den Elisabeth-Kammern des königlichen Schlosses gab, war es mir vergönnt, dem hohen Herrn, der mich huldvoll wie stets begrüßte, meine Enkelin vorzustellen, die ihn vor Verlegenheit ein über das andere Mal „Exzellenz“ titulierte.





Die Ueberführung der Leiche Kaiser Friedrichs von Schloß Friedrichskron nach der Friedenskirche zu Potsdam: Der Zug in der Haupt-Allee von Sanssouci.  
Von T. von Eckenbrecher. — Siehe Seite 126.



## Dem Heimgegangenen.

O Vaterland, was für ein Jahr der Schmerzen kam über dich, welch schweres Leidensjahr! Dein Kaiser Friedrich starb, der deinem Herzen so lieb und theuer wie dein Wilhelm war. In Blumen und bestrahlt vom Licht der Kerzen lag er gebettet auf der Todtenbahn. Den Baum, der Schutz und Schatten dir versprochen, den hat der Sturm erfaßt und ihn gebrochen.

Wie blickten wir in längst vergangnen Tagen schon zu ihm auf, von Lieb' und Stolz erfüllt! Wie hat das Volk im Herzen ihn getragen, Nord war und Süd vereint durch sein Bild. Des Reiches Krone sollt' auch er nun tragen, Bewährt schon als des Reiches Schwert und Schild. Ach, kurze Zeit trug auf dem müden Haupte Der Theure sie, den bald der Tod uns raubte.

Uns bleibt von ihm, das wir so gern gesehen,  
Vergeßbar nicht, sein freundlich Angesicht.  
Sein Vorbild bleibt uns, daß wir vorwärts gehen,  
Entmuthigt auch durch herbste Schmerzen nicht.

Vor Augen noch steht uns, erfüllt von Leben,  
In Manneskraft die herrliche Gestalt,  
Das edle Haupt, das hoch er durst' erheben,  
Der treuen Augen siegende Gewalt,  
Des Mundes Lächeln, das noch zu umschweben  
Ihn schien, als er verblaßt schon war und kalt.  
Die Schönheit, ach, die unser Herz erfreute,  
Sie ist dahin, sie ward des Todes Beute.

Ihm war's vergönnt, den Lorbeer sich zu pflücken,  
Ein Held und Führer in der heißen Schlacht.  
Ihm war's gegeben, Herzen zu beglücken  
Durch seines Wesens zauberische Macht.  
Sein war, was Menschen zieren kann und schmücken,  
Und über alles das sank hin die Nacht.  
Das alles hat sie mit sich fortgenommen,  
Und doch kam sie erwünscht und war willkommen.

O Vaterland, wenn jeder festzustehen  
Ist eingedenk und treulich folgt der Pflicht,  
Wie Dieser that, den uns der Tod genommen,  
Dann sprich getrost du: was da will, mag kommen!

Johannes Trojan.

Da diese Feste zwar immer sehr glänzend, dafür aber, besonders für alte Leute, die des Stehens und der glühenden Hitze ungewohnt sind, sehr ermüdend sind, opferte mein junger Schützling einige Tänze, und wir zogen uns möglichst ungeschrien aus den Sälen zurück, um nach Hause zu fahren.

Glücklich hatten wir den letzten Salon erreicht, ohne bemerkt zu werden, und wollten der Thür zum Vestibül zuschreiten, als meine Enkelin plötzlich an der Schwärze festgehalten wurde und ein „Halt, Anstreifer!“ ertönte.

Wie ertappte Verbrecher wandten wir uns um und standen dem Kronprinzen gegenüber, der uns laut lachend betrachtete und sich höchlichst an unserer Verlegenheit zu weiden schien. Ich stammelte etwas von Alter, Kopfweh und dergleichen und wäre am liebsten in die Erde gesunken. Doch freundlich reichte der hohe Gastgeber mir die Rechte.

„Ich werde mich herum drehen und habe nichts gesehen. Unter uns,“ flüsterte er mir hinter der vorgehaltenen Hand zu, „ich drückte mich selbst ganz gern!“

„Auch Kunstjüngerin geworden, Baronin?“  
„Kaiserliche Hoheit, nur Kunstgroßmutter!“ das waren die letzten Worte, die ich mit dem theuern Entschlafenen am 23. Mai 1886, bei Gelegenheit der Eröffnung der Jubiläums-Kunst-Ausstellung, wechseln durfte.

Ein herrlicheres Bild, als den stattlich schönen Mann in der glänzenden Uniform der Kaiserlichen Königin-Kürassiere in den künstlerisch vollendet ausgestatteten Festräumen, wie von einem Florienkranz von dem goldigsten Sonnenlicht umflutet, konnte man sich nicht denken.

Mit freudig stolzem Ausdruck flogen die strahlenden blauen Augen über die sich ehrfurchtsvoll verneigende Menge, und mit bezaubernder Liebenswürdigkeit machte er die Honneurs den fürstlichen Gästen gegenüber.

Am Arm die liebliche Erbprinzessin Charlotte, streifte er dicht an mir vorüber. „Sommer und Frühling,“ flüsterte die Stimme eines bekannten Dichters in mein Ohr, und wirklich, Vater und Tochter gaben ein treffendes Bild für diese Bezeichnung.

Genau ein Jahr später, im Juni 1887, weilte ich bei Verwandten in England und eilte natürlich Weise mit diesen nach London zum Jubiläumsfest der Königin Victoria. Dort sah ich „Unsern Feig“, dessen Name in Aller Munde, der die interessanteste Persönlichkeit war, trotz Fürsten aus aller Herren Länder, trotz der hohen Jubilarin und des englischen Thronfolgers. The crownprince of Germany war der Erste, der Bewundernde, der Schönste, — ja er war es, — und dennoch! Wo waren die strahlenden, siegesgewissen Augen, wo war der lebenswürdige Zug fröhlicher Laune, die Begeisterung, die Freude an der Huldigung, die ihm zu Theil ward, geblieben? Schön, überwältigend, imponierend war die statliche Erscheinung mit der königlich stolzen Haltung noch immer, aber welkenrührt, todesmürrig blickten die blauen Augen, und während der Jubel der Menge die Heldengestalt umbraute, glitten heiße Thränen über meine alten Wangen, und meine Hände falteten sich zum stillen Gebet.

Ein Jahr ist seitdem vergangen, — ein Jahr des Leidens, der größten körperlichen und seelischen Qualen für den jetzt Verklärten, — banger Sorge, heißen Wehs für Alle, die ihm nahe standen, die seines Volkes sind, — selbst in fernsten Zonen, wo nur ein fühlend Herz in der Menschenbrust schlägt.

Kaiser Wilhelm der Große ging ein zur ewigen Ruhe, sein sterbender Sohn bestieg den Thron seiner Väter. Nicht lange schmückte ihn die stolze Krone Preußens und des geeinten Deutschlands, — doch

„der Kronen würdig sein, ist mehr als Kronen tragen“.

und „Unser Feig“ war der schönsten Krone würdig, — jetzt ist die Krone des ewigen Lebens sein Theil.

Die blauen, strahlenden Augen sind gebrochen, das warme Herz hat ausgeblutet, und der heitere Mund ist geschlossen, — doch nicht gestorben, — ewig lebt Dein Andenken in Deinen Unterthanen und auf Kind und Kindeskind wird Dein Name sich fortpflanzen, wird man singen und erzählen von dem Helden „Unsern Feig“, den Vielgeliebten! —

Radetka verboten.

### Sommertage in Paris.

Fländerei von Agnes Gräfin Minkowström.

Wie kommen aus Paris, der Stadt des Vergnügens und des Luxus, und doch fühle ich einen leisen Klang der Unbefriedigung aus Ihrer Stimmung heraus?

„Aufrichtig gestanden, lieber Freund, ich stehe noch unter dem Drucke einer gewissen Enttäuschung, die sich meiner während dieser Tage in Paris bemächtigt hat. Ist es wirklich nicht mehr das, was es war? Oder hat Berlin sich in einer Weise gehoben, die den Unterschied der beiden Städte nicht mehr so deutlich fühlbar macht? Bin ich älter geworden und weniger im Stande, äußere Eindrücke lebhaft wie früher auf mich wirken zu lassen, oder macht sich in der That die Zerissenheit der politischen Zustände in Frankreich auch in den socialen Verhältnissen geltend?“

„Man hat mir aber gesagt, daß Sie trotz dieser moralischen Depression an der deutschen Grenze einen außerordentlich hohen Zoll für eingekaufte Luxus-Gegenstände erlegt haben.“

„Was wollen Sie, — natürlich habe ich Einkäufe gemacht.“

„Aha, das Magazin du Louvre.“

„Ja, ich war selbstverständlich auch dort, ebenso wie ich im Bon Marche, im Printemps, im Petit Thomas war, — nur aus Pflichtgefühl, — wir Frauen haben eben noch ein schönes Pflichtgefühl, und was mich jetzt wieder auf's Neue in Erstaunen gefetzt hat, ist die schwindelhaft großartige Anlage dieser Magazine, die Alles umfassende Vielseitigkeit der Verkaufsgegenstände, die meisterhafte Organisation dieser kleinen Welten für sich, deren Betriebe durch Hunderte von Angestellten wohl geordnet im Gange erhalten wird, und — last not least, — die auf und nieder stuhende Menge, die sich zu Tausenden durch die endlose Weitausdehnung der Räume schiebt und drängt. Dazu der Gedanke, daß Paris fünf bis sechs solcher Universal-Geschäfte reich macht, während Berlin kaum ein einziges derartiges Unternehmen aufweisen kann, das ist es, was mir den Begriff der Niesenstadt greifbar nahe bringt. Was jedoch die Qualität der Dinge anbetrifft, die mit so verlockend billigen Preisen in illustrierten Katalogen dem Auslande angepriesen werden, so muß man sich bei einigermaßen nüchternen Beurtheilung sagen, daß es Dingenware ist, daß man überhaupt, außer bei einigen berühmten Firmen, im Reich der Toiletten-Gegenstände nichts mehr findet, was man in Berlin nicht ebenso gut und ebenso billig bekäme. Nur gestehe ich gern zu, daß französische Hände geschickter sind, als deutsche, um die Dinge geschmackvoll und grazios dem Auge zu unterbreiten.“

Die wirklich vornehme Pariserin benutzt diese Magazine für ihre Perlen selten, geht nur hin und da einmal hin, um sich „Occasions“ anzusehen, die sie nie braucht, aber kauft, weil sie dieselben eben so erschrecklich billig findet, — nach ihren durch Doucet, Worth und Birot gebildeten Ideen nämlich. Wer jedoch zwischen drei und sechs Uhr durch die Rue de la Paix geht, sieht die statliche, oft dreifache Reihe der eleganten Equipagen vor den eben genannten Geschäften halten, und kann sicher sein, daß dort drinnen ein Vermögen verschwendet wird, denn welche Dame bliebe standhaft wie der heilige Antonius, wenn ihr die Verführung in Gestalt solcher traumhaft berückelnden Hemden und Unterröcke, solcher Matinées und Lendemains entgegentritt, wie sie Doucet zu schaffen weiß, dieser künstlerischen, spitzenberieselten Compositionen aus durchsichtigstem Batist und manfarbiger, weicher Seide, aus Goldstickerei in der Zusammenbringung mit feinstem Leinen, die für den Gebrauch einer Prinzessin aus Tausend und einer Nacht gemacht zu sein scheinen, und mehr als alles Andere die Idee graciöser Frivolität verkörpern.

Etwas weiter hinauf, in dem weltberühmten Atelier von Worth, geht es feierlicher als bei Doucet zu. Die Damen, welche sich hier kostümieren lassen, sind sich bewußt, unter ihren Mänschweibern eine verantwortliche, tonangebende Stellung einzunehmen, der berühmte Schneider hingegen weiß, daß er ein unumschränkter Herrscher im Gebiet der Mode ist, dessen Sprüche sich auch die eigenwilligste Dame fügt, und für beide

Sie kam erwünscht, mit bangen Herzensschlägen Herbeigesehnt in leidensvoller Zeit.

Dem Tode ruhig sah der Held entgegen,  
In aller Schmerzen Qual und Bitterkeit.  
Wenn Mitleid noch ein hartes Herz bewegen  
Und rühren könnte, wär's durch dieses Leid,  
Das er geduldig trug und ohne Klage,  
Ausharrend muthvoll bis zum letzten Tage.

O laßt uns schweigen von den schweren Stunden,  
Die er durchkämpft, von keiner Qual verschont!  
Erlösung hat und Ruhe er gefunden,  
Nach schwerem Sieg mit schönstem Kranz belohnt.  
Nun schläft er aus, befreit von allen Wunden,  
An holder Stätte, wo der Friede wohnt,  
Und leis hinein in seinen Schlummer klingen  
Der Bäume Rauschen und der Vögel Singen.

Theile ist der gegenseitige Gedankenaustausch von der Wichtigkeit einer Staatsaction.

Es ist Sommer, — Sommer in Paris; Sie wissen, was das sagen will? Zu beiden Seiten der Champs Elyées sitzen Hunderttausende müßiger, froher Menschen, während die elegante Welt, umgeben von blühenden Rododendron und Flieder im Freien vor dem Café Ledoyen und Café des Ambassadeurs frühstückt, ehe sie zum Rennen in's Bois oder nach Chantilly fährt. An ihnen vorüber fluthet und rauscht der Pulsschlag des Lebens, der sich aus dem Herzen der Niesenstadt über die Boulevards und dann hinaus in's Freie erhebt. Der Fahrbaum ist bis zum Arc de triomphe hinauf mit einer vierfachen Reihe kaleidoskopartig durch einander schießender Equipagen bedeckt, und dazwischen bewegt sich mit feierlicher Langsamkeit die ganze Plaque, der ganze großartige Schwindel, der nun einmal zu Paris gehört, hier ein vierpänniger, rother Moutre-Wagen, der in weithin leuchtenden Buchstaben die Aufschrift trägt: „Old England, Tailors“, dort vierundzwanzig Ponys, deren Führer ein riesiges Placat mit dem einzigen Worte: Hippodrom gleich einem Panier in die Höhe hält, eine beredte Reclame für den colossalen Circus Europa's und für die mittelmäßigsten Leistungen darin, dessen Besitzer während der einen Hälfte des Jahres in Paris sein Geld verliert, um während der anderen Hälfte in London das Doppelte zu gewinnen, dank dem bloßen Umstande, daß er aus der Hauptstadt Frankreich's kommt und damit die Marke der höchsten Vollkommenheit für England an sich trägt. Weiterhin wandern fünf bis sechs ungeheure Placate in gemessenem Tempo und bestimmter Entfernung von einander durch die Menge, deren jedes in einer anderen Färbung dem Publikum eindringlich und aufdringlich in Erinnerung bringt, daß in den Folies bergères die Schwestern Martens jeden Abend ein volles Haus machen.

Sauve crovette und Graves, der starke, goldig helle Bordeaux, gehören zu den Specialitäten der vorhin erwähnten, den Stempel des Ländlichen tragenden Cafés. Sie versehen die Menschen in eine angenehme, frohe Stimmung, die sich denn auch auf den, jeden Tag beinahe stattfindenden Rennen in lebhaftester Weise kund giebt. Wilde Acclamationen begleiten die Renner auf ihrer flüchtigen Bahn, die sich zu tosendem Beifallssturm steigern, wenn der Sieger den Posten passiert. Die Damen gehen am Arme ihrer Beschützer auf und nieder, wetten eifrig sprechen im Sport-Jargon und präferiren die neuesten Toiletten. Mattgrüner Moiré, dazu ein schwarzer Toque mit rosa Hortensien; perlgrauer, leichter Wollstoff über gleichfarbigem Moiré-Rock, kleine schwarze Capote, niedriger und höher, als man sie im vergangenen Jahre trug, mit blaurothen Mäthen; schwarzer Tüll mit großen, dichten Punkten, ohne farbige Zuthat, hierzu ein breitrandiger, vorn wie ein flacher Schein das Gesicht überragender schwarzer Strohhut mit gelben Blumen; weißer Wollstoff mit breiten türkischen Vorten in matten Farben, weißer Schirm und weißer Hut mit schwarzem Sammet — das sind die Farben und Stoffe, die gegenwärtig modern zu sein scheinen. Als Supplement zu dem Allen die großen hellen, bis zur Erde reichenden Staubmäntel, am Halse gezogen und hinten im Taillenschluß anliegend, vorn weit als Radmantel, mit farbiger Seide gefüttert, die Toilette je nach Wunsch verdeckend und schüßend. Kleider, die aus den Händen von Doucet hervorgegangen sind, machen sich durch ihren graciös gezogenen Schnitt kenntlich, durch ihre lockere Einfachheit mit einem leisen Stich in's Frivole.

Blumen krönen die Hüte, nichts als Blumen in diesem Jahre, in fast überreicher Fülle. Der neueste große obse ist aber ein Monocle an langem Stiel von hellem Schildpatt, das ich bei verschiedenen Damen bemerkte.

Nichts brachte mir die neue Zeit so greifbar deutlich vor Augen, als die Rückkehr von diesen Rennen, wenn die ganze Masse der Tausende von Wagen sich in vierfacher Reihe Schritt für Schritt vorwärts bewegt, und die Zwischenzeit genug haben, einander zu mustern. Wo sind sie hin, die wappengeschmückten Wagen des Faubourg St. Germain, die früher ihre vornehmen Besitzerinnen durch das Bois zu führen pflegten? Freilich, elegante Equipagen sieht man jetzt vielleicht noch mehr als damals, aber in ihren Kissen lehnen geschminkte Frauen, mit gefärbten Haaren und Brauen, in großartiger — Unbefangenheit, mit eckerner Stirn, den weißen Fudeln auf dem



Rüchige, der mit dazu beiträgt, Aufsehen zu erregen; Frauen, die den Zubegriff des Luxus verkörpern und den Damen der guten Gesellschaft leider zum Vorbild dienen, denn die Sucht, sich zu schminken und zu pudern, hat in allen Kreisen in einer Weise zugenommen, daß es fast als unerlässlich zur Toilette gilt.

Wenn dann am Arc de triomphe der Anäuel der Wagen sich löst und entwirrt, beginnt die Zeit der Restaurants und Cafés, und die Boulevards entlang sitzen sie unter dem Zeltbuche an kleinen Tischen, die lebensfrohen Müßiggänger, Sorbet und „boe“ schlürfend, um beim Scheine der Gasflammen in lauer Abendluft den brausenden Menschenstrom an sich vorbeiziehen zu lassen. Bisweilen sollte man glauben, daß Alles, was Paris an lebenswürdigen, leichtlebigen Genüßmenschen besitzt, sich hier vereinigt, kommt man dann aber zufällig in's Palais royal, so hört man schon von Weitem die Klänge einer Militär-Kapelle und sieht unter grünen Bäumen abermals Tausende, die hier lachend und schwägend durch einander wogen, und man sagt sich, daß sich dasselbe Schauspiel noch zu gleicher Zeit an den verschiedensten Plätzen der Stadt wiederholt.

Ja, es ist eine lebenswürdige, heitere, vergnügungsbedürftige Klasse, die Pariser, und dabei trotz ihrer Hypercultur von einer Naivität, für die der stets kriisirende Berliner kein Verständniß besitzt, die vielleicht nur von den leichtlebigen Wienern, den Franzosen Deutschlands, verstanden wird.

„Es scheint mir, daß Sie doch ein gut Theil Enthusiasmus mit nach Hause gebracht haben, und trotzdem —“

„Lieber Freund, lassen Sie sich sagen, daß ich einmal über der Hausthür eines alten mecklenburgischen Herrenhauses einen kleinen Spruch gelesen habe, der mir seitdem einfiel, so oft ich eine Reise mache:

Nord im Süd,  
De Welt is wiet;  
Ost im West,  
Tau Hus is best.“

Rachdruck verboten

### Aus den Bädern.

Baden-Baden, Ende Juni.

**B**liebende Clematis umrankt den Balcon, auf dem ich sitze und schreibe. Mit Widerstreben, — immer wieder schweift mein Auge über das Papier hinweg und kann sich nicht satt sehen an dem Landschaftsbilde, das sich unter mir ausbreitet. Nüchtern, den Franzosen Deutschlands, verstanden wird. „Es scheint mir, daß Sie doch ein gut Theil Enthusiasmus mit nach Hause gebracht haben, und trotzdem —“ „Lieber Freund, lassen Sie sich sagen, daß ich einmal über der Hausthür eines alten mecklenburgischen Herrenhauses einen kleinen Spruch gelesen habe, der mir seitdem einfiel, so oft ich eine Reise mache: Nord im Süd, De Welt is wiet; Ost im West, Tau Hus is best.“

Wir haben nicht weit bis zu ihr, in gerader Luftlinie kaum zweihundert Schritt, und da sich der Weg an dem Vergabhang in bequemer Windung herunter schlängelt, mögen es sechshundert sein. In fünf Minuten sind wir aus unserer Einsamkeit entloht und in der Welt, mitten in der großen Welt, mitten in dem Gewühl von Badegästen aus aller Herren Länder, die sich auf der Promenade vor dem Conversationshause ein Rendezvous gegeben haben. Die Väterallee im zoologischen Garten ist ein kleinstädtischer Spazierweg gegen diese eleganteste Promenade, — vielleicht nicht Europa's, — aber doch sicher Deutschland's. Möglich, daß dort sich noch mehr Menschen zusammenfinden an schönen Concert-Abenden, trotzdem auch hier jeder der in vielfachen Reihen aufgestellten Stühle besetzt ist, und auf dem breiten Mittelwege sich die dicht gedrängte Menge nur langsam vorwärts schieben kann. Aber auf einer solchen Käster-Promenade zählt man die Menschen nicht, man wägt sie. Und welche Fülle von berühmten Namen klingt an unser Ohr, wenn ein Klappentmer unser Führer ist, welche interessanten Physiognomien finden sich in dieser aus allen Nationen gemischten Gesellschaft, welcher Geschmack und welche — Eccentricität in den zur Schau getragenen Toiletten! In allen Sprachen Europa's tönt die Conversation an unser Ohr. Die Franzosen, die einst den Ton in Baden-

Baden angaben, halten sich freilich immer noch großend ein wenig zurück, auch die russische Gesellschaft, die sich unter dem historischen Baume sammelt, unter dem der alte Fürst Gortschakoff vor Jahren, in einem Koltstuhl sitzend, sich von seinen Verehrerinnen feiern ließ, ist weniger zahlreich vertreten. Der Kurs des russischen Rubels ermutigt nicht zu einer Reise in's Ausland. Dafür aber sendet Amerika seine zartesten Schönheiten, die Engländerinnen sind dem Schwarzwald immer treu geblieben, und einige Parfiers-Frauen aus Bukarest und der serbischen Hauptstadt zeigen den orientalischen Typus in seiner ganzen Vollendung und Brillanten vom reinsten Wasser. Unter den zierlichen Verkaufshallen haben die Vertreter jeder Branche ihre Waaren ausgelegt. — Damen-Confection, Schmuckfaden, Nippes, Porzellan, Holzschmuckereien. — Alles von entzückendem Geschmack und zu fabelhaften Preisen. Aber man ist ja nicht genöthigt zu kaufen, man kann sich am Anschauen genügen lassen.

Natürlich haben wir italienische Rächte, Réunions in den mehr als fürstlichen Sälen des Conversationshauses, Corsofahrten, später die berühmten Pflanzweiden kennen. Aber es lohnt nicht, davon zu reden, denn alles das ist nur eine Annehmlichkeit, die Baden-Baden mit vielen anderen Bädern und Sommerfrischen theilt. Was aber allein dem Ostthale eigen thümlich ist und seinen merkwürdigen Reiz ausmacht, das ist die Vereinigung von raffiniertem Luxus und friedlicher Waldstille; ein Weg von hundert Schritten nach der einen Seite, und uns umrauschen die Töne der Kapelle und das Sprachengewirr einer ansehnlichen Gesellschaft, — hundert Schritte nach der anderen Seite, und wir hören nur das Klütern der Tannenwipfel und den Lockruf der Schwarzjamsel. Was kann man sich Besseres wünschen, wenn man schon weltmüde ist und doch noch so jung, daß man die Welt nicht ganz entbehren kann!

Erna von D.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Siehe das Portrait nach einer Photographie von J. Schaarnwächter in Berlin, aus dem März d. J., Seite 121. — An einem 24. Januar erblickte Friedrich der Große das Licht der Welt, und im gleichen Monat, nur drei Tage später, wurde Wilhelm II., der in seinem ersten Regierungsacten das Staats-Programm des ersten Königs acceptirt hat, und von dem man weiß, daß er in seinem hohen Ahnen das Ideal eines Regenten erblickt, geboren. Es war am 5. März 1859, als der Oberhof-Prediger Dr. Strauß im damaligen Kronprinzipalpalais zu Berlin den jungen Prinzen über dem Taufbecken segnen durfte. Neben einer deutschen Dame leitete eine Französin und eine Engländerin seine erste Erziehung; sobald er aber in das schulpflichtige Alter gelangte, trat ihm, — zugleich mit dem Geheimrath Pinzper, — ein Offizier, der Generalmajor von Stolberg, als Militär-Gouverneur zur Seite. Von Kindheit an ist Wilhelm II. nach echter Hohenzollernart ein begeisterter Soldat gewesen, und er hat auch in jüngsten Tagen, wenn auch unter energischer Betonung seiner Friedensliebe, es wiederholt ausgesprochen, daß er mit Leib und Seele dem Heere angehört, unermesslich großen und stolzen Volksheere, dem nicht zum wenigsten des Reiches Neuerrichtung zu danken ist. Am 27. Januar 1869, seinem Geburtstage, durfte Prinz Wilhelm zum ersten Male die Second-Lieutenant-Uniform des ersten Garde-Regiments anlegen, doch erst nach seiner Mündigkeitserklärung und nach einem jahrelangen, sehr sorgfältigen Schulstudium begann 1877 der practische Soldatendienst für ihn, dem er sich mit größtem Eifer hingab. „Nun gehe hin und thue Deine Pflicht, wie sie Dir gelehrt worden ist, — Gott sei mit Dir,“ hatte Kaiser Wilhelm I. seinem Enkel gesagt, als er ihn dem Offiziercorps des ersten Garde-Regiments vorstellte, — das waren Worte, die sich dem jungen Prinzen leuchtend in's Herz geschrieben haben mochten. Bekannt ist, wie Ausgezeichnetes Prinz Wilhelm auch in seinen Universitätsjahren in Bonn geleistet hat, bekannt die Pflichttreue und Opferbereitschaft, die er allzeit, wo sich ihm nur Gelegenheit bot, behältigte. Nun hat ihn das Geschick auf den Thron Deutschland's berufen, und weiterbauen wird er an dem großen Werke nationaler Einheit, das seine Vorfahren in's Leben gerufen haben. Gott segne und erhalte ihn uns!

Die Ueberführung der Leiche Kaiser Friedrichs von Schloß Friedrichskron nach der Friedenskirche zu Potsdam. Siehe die Illustration, Seite 124. — Noch läuten beim Schreiben dieser Zeilen die Trauerglocken von allen Kirchen der deutschen Reichshauptstadt, — wie an jenem Montage, da man den Kaiser Friedrich von der Gartenrampe des Schloßes Friedrichskron aus zu Grabe geleitete. Schmuckloser als seinen großen Vater hat man ihn, seinem eigenen Wunsch gemäß, heimgeführt zur Gruft in der Friedenskirche, aber auch in diesem schlichten Trauer-Conduct prägte sich eine überwältigende Heiterkeit aus. Als vor einem Vierteljahr Kaiser Wilhelm I. zur Ruhe bestattet wurde, durchbrauste der Wintersturm die Straßen der Residenz, — auf Kaiser Friedrichs Sarg lachte die Venzessonne herab, und in seinen erlärten Händen dufteten die ersten Sommerrosen. Wie beim Trauerzuge Wilhelms I. die jugendliche Gestalt unseres damaligen Kronprinzen die Augen aller Zuschauer auf sich lenkte, so diesmal die Erscheinung des neuen Kaisers. Fest und aufrecht, und doch das ganze jugendfrische Antlitz schmerzüberzogen und die blauen Augen umflort, schritt er an der Seite Königs Albert von Sachsen hinter dem Leichenzuge her, — des Landes Trost, Hoffnung und Zuversicht nach all' den schweren Schlägen, die es getroffen haben.



Rachdruck verboten.

Die Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung. I. — Zwölf Jahre sind verfloßen, seit zu München die erste deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung in's Leben gerufen worden, damals in den Räumen des Glaspalastes. Die glänzenden Fortschritte, welche das deutsche Kunstgewerbe seit jener Zeit gemacht hat, liegen vor fünf Jahren die Frage nach einer Wiederholung dieser Ausstellung auftauchend; ein kunstgewerblicher Congreß, welcher 1883 zusammentrat, fasste als den Ort dieser neuen Ausstellung die Reichshauptstadt in's Auge. Als sich einer

Durchführung dieses Planes für die nächste Zeit Hindernisse in den Weg stellten, beschloß der Münchener Kunstgewerbe-Berein im verfloßenen Jahre die Abhaltung einer deutschen nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung zu München für 1888. Auch diesem Plane stellten sich Schwierigkeiten entgegen, da das Münchener altbewährte Ausstellungs-Local, der Glaspalast im botanischen Garten, für dieses Jahr den Zwecken der internationalen Kunst-Ausstellung überlassen war. Die feurige Begeisterung aber, mit welcher die Kunst-Industriellen Münchens an ihrem Plane festhielten, ließ diese Schwierigkeit überwinden; man entschloß sich zum Bau eines eigenen Ausstellungs-Palastes. Mit frohem Vertrauen und allseitiger Opferwilligkeit kamen die Einwohnerschaft Münchens, die Stadtverwaltung und die Staats-Regierung sowie die deutschen Interessenten dem Unternehmen entgegen, sodas im Herbst des verfloßenen Jahres mit den Bauarbeiten begonnen werden konnte.

Der Ausstellungs-Palast ist aus Holz errichtet, aber durch weißen Anstrich und durch Imitation von Mauerwerk in einen Steinbau verwandelt. Wenn es nun auch den strengen Gesetzen des Stils widerstreitet, in solcher Weise ein Material in ein anderes zu verwandeln, so konnte doch von diesem Grundsatze eine Ausnahme gemacht werden bei einem Bau, der nicht auf die Dauer berechnet ist, sondern bloß dem nächsten Bedürfnis einiger Sommermonate dienen soll. Und unter diesem Gesichtspunkte erweist er als ein vollendetes Meisterwerk. Der künstlerischen Idee des Architekten E. Seidl entsprungen, repräsentirt er heitere Prachtliebe, geistvoll zu Tage tretendes Reichthum. Dazu hat gärtnerische Kunst und eine verschwenderische Verwendung vorhandener Wasserflüsse wesentlich beigetragen, das Ganze zu schmücken. Längs der Jar, am Rande des Ausstellungs-Platzes, ziehen sich Garten-Anlagen entlang, von einer Anzahl plätschernder Springbrunnen belebt, alle in durchaus verschiedenen, originellen Ideen ausgeführt. Uebertrassen werden sie allerdings durch drei mächtige Fontänen, welche aus Felsmassen mitten im Strome ihre Wassergarben emporsenden. Eine breite Freitreppe mit plastischem Schmuck führt zum Strome hinunter; jenseits desselben erhebt sich zwischen schattigen Bäumen die der Stadtgemeinde gehörige, zunächst für die Ausstellungs-Zwecke errichtete, aber auf die Dauer berechnete Insel-Restaurant, ein zierlicher Bau im Barock-Stil mit reichem Prachtthron im Erdgeschoß, von breitem Balcon mit Freitritten umgeben. Lustig und prächtig, von jedem Standpunkte aus ein anderes architektonisches und landschaftliches Bild bietend, ist das Ganze, zu dem auch noch eine braune Holzbrücke und eine kleine Aussicht-Terrasse gehören.

Das Innere der Ausstellung besteht aus einer Reihe von Sälen und Galerien, sämtlich hoch, luftig und hell. In ihnen sind die Ausstellungs-Gegenstände nach Ländern gruppiert und aufgestellt. Wie in der Bau-Anlage, so ist auch in der inneren Anordnung alle schablonenhafte Einförmigkeit vermieden.

Man hatte in Münchener kundigen Kreisen vor der Ausstellung gehört, dieselbe würde den Sieg des Rococo über die Renaissance bezeichnen. Wollte man die ganze zukünftige Entwicklung unseres Kunstgewerbes nach einer einzelnen Ausstellung beurtheilen, dann wäre diese Vorhersehung eine richtige. Man kann über die Berechtigung der einzelnen Stil-Gattungen streiten; der Schreiber dieser Zeilen aber würde, in Uebereinstimmung mit dem berühmten Kunst-Schriftsteller J. v. Falke, es als eine beklagenswerthe Verirrung ansehen, wenn sich der Geschmack der deutschen Kunst-Industrie allgemein von den Formen der Renaissance, in welche er sich seit einigen Jahrzehnten mit Fleiß und Begeisterung hineingearbeitet hat, wiederum jenen des Rococo zuwenden wollte. Wir glauben nicht an den dauernden Sieg des Rococo. Eine Nation, deren Kunstgewerbe zwanzig Jahre lang im Stil der Renaissance gearbeitet hat und nun plötzlich eine vermehrte Vorliebe für das Rococo zeigt, liefert eben nur den Beweis, daß der Stil heutzutage Modesache geworden ist. Die Mode aber ist vergänglich, und es erscheint uns als unvermeidlich, daß die jetzt in manchen kunstgewerblichen Kreisen herrschende Vorliebe für das Rococo nur von ganz kurzer Dauer sein kann. So lange die Zeit keinen ganz neuen Stil bildet, — und eine solche Neubildung wäre nur möglich bei völlig neuen Materialien und neuen Constructions, — so lange haben wir nur die Wahl zwischen den durch die Geschichte uns überlieferten Stil-Gattungen. Wenn einen Meister besondere Vorliebe, besondere Virtuosität in der Behandlung einer Stil-Gattung eine Zeit lang tonangebend sein läßt, so ist das vergänglich. Immer und immer wieder wird man dahin geführt werden, daß es gewisse Lebensbedürfnisse giebt, welche für die ihnen dienenden Kunst-Gegenstände freie Wahl zwischen den vorhandenen Stil-Gattungen lassen; andere Bedürfnisse dagegen legen bei dieser Wahl Beschränkungen auf.

Durchwandert man die Räume einer Kunstgewerbe-Ausstellung, so sieht man dies auf den ersten Blick. Bei weitem die ungeheure Mehrzahl der kunstgewerblichen Producte dienen zur Ausstattung unserer Wohnräume. Es ist unser Bett, unser Tisch und Sessel, die Vorhänge und Teppiche, die Spiegel und Lampen, Uhren und Bilderrahmen, Oefen und Kammine, Schränke und Truhen, Tafel- und Schmuckgeräth, — kurz die zahllosen Gegenstände unseres Hausrathes, an welchen das Kunstgewerbe thätig wird. Diese Gegenstände dienen zum Theile bloß als Schmuck, zum Theile aber werden sie gebraucht; sie werden gebraucht nicht allein von den Reichen, sondern auch von den minder bemittelten Klassen; und schon aus diesem Grunde ist es nothwendig, bei ihrer Herstellung auf verschiedene Materialien, auf verschiedene Constructions und damit auch auf verschiedene Stil-Gattungen zu verfallen.

In den Luxus-Zimmer-Einrichtungen, welche die Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung aufweist, zeigt sie eine gewisse Vorliebe für das Rococo, für seine zarten, lichten Farbentöne, für seine reiche Vergoldung. Aber diese Betten, Stühle und Sophas mit ihren geschweiften Füßchen, mit ihren vergoldeten Rändern sind theuer und zerbrechlich. Sie kosten viel am Anfange und kosten viel, wenn sie zerbrochen sind und reparirt werden sollen. Sie sind nur für die reichsten Leute. Mögen sich die Millionäre in das Rococo setzen; der Mittelstand, auch der wohlhabende, wird das brave Eichenholz unseres Renaissance-Möbels, das einen Puff vertragen kann, ohne gleich zur Ruine zu werden, binnen kurzer Zeit wieder in seinem vollen Werthe zu schätzen wissen. Das Renaissance-Möbel kann einfach und wohlfeil sein und doch schön; das Rococo-Möbel wird unansehnlich und nichtig, sobald es wohlfeil sein soll.

Das sind Gedanken, die sich uns bei jedem Schritte durch die Münchener Ausstellung aufdrängen. Man kann seine herzlichsten Freunde haben über den schimmernden Reichthum des Rococo, über das Licht und die Heiterkeit, die es durchflutet; aber man wird sich sagen müssen: das ist ein Stil für Prinzeßinnen; er wird und muß eine Ausnahme bleiben.



Mit seinem lichten Glanze ist dieses Rococo recht lehrreich; es macht uns auf einen Fehler aufmerksam, in welchen die Freunde der Renaissance während der letzten zwanzig Jahre allzu häufig verfallen sind, indem sie Licht und Luft mehr, als es gut war, aus unseren Zimmern ausschloffen. Das Rococo der Münchener Ausstellung ist ein Vertreter eines modernen, großstädtischen Bedürfnisses, des Bedürfnisses nach Licht und Luft. Und es steht zu hoffen, daß die Freunde der Renaissance vom Rococo in dieser Hinsicht etwas lernen.

Nicht nur durch diesen Kampf zwischen Rococo und Renaissance bietet uns die Münchener Ausstellung manche Lehre für das Wesen und die Berechtigung des kunstgewerblichen Stils, sondern auch noch in mancher anderen Hinsicht. Die Gothik ist in ganz auffallender Weise aus der Ausstellung verschwunden. Fast vereintamt grüßt uns als ihr Repräsentant das von der Münster-Bauhütte zu Ulm ausgestellte Modell des Ulmer Münsterthurmes. Außer diesem entdeckt man gotische Motive nur bei längerer Vertrautheit mit der Ausstellung, namentlich in Arbeiten der Kunst-Schlosserei, in Kirchen-Paramenten, Holzschneiderei, gepreßten Lederarbeiten, Gold- und Silberarbeiten und Anderem. Aber das muß beinahe mit Nähe aufgesucht werden. Mehnlich ergeht es dem romanischen Stile, welcher nur in einigen kirchlichen Gegenständen (namentlich aus der Nuthausen kirchlichen Kunst-Anstalt) schon von Weitem uns entgegentritt, außerdem aber nur bei wiederholtem Durchpilgern der Ausstellung an manchen schönen Stücken bemerkbar wird. Dagegen zeigte sich häufig das Eindringen orientalischer Motive, ja ganzer orientalischer Industrie in das abendländische Kunstgewerbe.

Während so die künstlerische Seite der Ausstellung ein gewisses Tadeln und Berufen, manchmal mit einiger Unsicherheit, oft aber auch mit großer Meisterschaft und geschicktester Verwendung des Brauchbaren verbunden, erkennen läßt, finden wir hinsichtlich der technischen Ausführung überall, bei allen Gegenständen und bei den Ausstellern aller Länder, eine hoch erfreuliche Vervollkommnung. Neue Farben, neue Combination von Materialien, neue, durchdachte Formen treten uns überall entgegen. Max Haushofer.

gereichten Erfrischungen gestärkt hatten, bestiegen sie hochklopfenden Herzens, die Türkinnen natürlich verköllt, die bereit stehenden Wagen und begaben sich zur Audienz. Im Regierungs-Gebäude, aus welchem sämmtliche männliche Dienerschaft entfernt worden war, angelangt, wurden die Damen, nachdem sie ihre Hüllen abgelegt hatten, in den großen Festsaal geführt, wo sie im Halbkreis aufgestellt nahmen. Bald darauf erschien die Kronprinzessin im Saale und wurde von der Gemahlin des Bürgermeisters mit folgenden Worten in bosnischer Sprache begrüßt: „Geben Kaiserliche Hoheit, zu gestatten, daß wir mohamedanische Frauen nach unserem Brauche Eurer Kaiserlichen Hoheit ein Selam unterthänigst entgegenbringen.“ — Die Sprecherin der serbischen Damen, Frau Savla Jestanovic, sagte: „Schlicht und einfach im Wesen, unwandelbar in Ergebenheit und Treue, bringen wir Eurer Kaiserlichen Hoheit im Namen der Serbenfrauen unsere ergebene Huldigung dar mit dem Wunsche: Gott erhalte, Gott beschütze Eure Kaiserliche Hoheit!“ — Im Namen der jüdischen Frauen hielt Frau Esther Hingi folgende Ansprache: „Dem Vorangegangenen schließen wir Judenfrauen nach an, indem wir wünschen, Gott erhalte Eure Kaiserliche Hoheit mit höchster Nachkommen!“ Ihre Kaiserliche Hoheit zeigte sich sehr erfreut über diese eigenartige Huldigung und sprach mit jeder der einzelnen Damen, wobei Frau von David als Dolmetsch diente. Zum Schlusse ersuchte die Kronprinzessin die Frau von David, den Damen zu sagen, daß sie sehr erfreut sei, ihnen für ihr Kommen danke und daß sie jeder Einzelnen alles Gute für die Zukunft wünsche. Diese Worte übten eine geradezu zündende Wirkung aus. Die Frauen brachen in Rufe des Entzückens aus, und eine Mohamedanerin rief: „Sag' ihr, Excellenz, wenn sie so mit uns spricht, so werden wir sie dafür im Herzen tragen!“

Paris. — Die französische Akademie hat der Königin von Rumänien die goldene Medaille verliehen.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Keiselust pridet den Stadtbewohnern in allen Gliedern, Reisepäne beherrschen die Unterhaltung und Reise-Vorbereitungen füllen die Tage der geschäftigen Hausfrau aus. Ein besonders practisches Reise-Kleidungsstück für die Kleinen der Familie bilden den ganzen Anzug umhüllende Staubmäntel aus ungebleichtem Weinen mit Genu-Spizen und belebenden farbigen Bandschleifen. Die der Kleinen Mädchen haben die Form eines halbanschliefenden, ärmellosen Paletots mit Pelerine, während der Knaben-Heberzieher aus langer Falten-Taille und unter einem Gürtel angelegten Röckchen besteht; die Hauptzierde des Heberziehers bildet ein breiter Kragen mit Spizen-Ansatz. Grobe Basthüte mit bunfarbigem Kranze und gemalter breiter Rige als Garnitur oder die hübschen glockenartigen Formen der Vierländerin mit Bandschleife vollenden die Ausrüstung der Kinder. Zur großen Toilette der Kleinen Mädchen dient die breitkrempige Florentiner Wippe mit Bandenden, Schleifen- und Federschmuck. Dem Baby verbleibt sein zierliches Barett aus leichtem, sommerlichen Batist mit Lüll-Rüschen, Band-

schlupfen und Rosetten. Die lange, halbanschliefende Taille, welche allen Altersstufen bis zu zwölf Jahren und darüber eigen ist, wird für die ganz Kleinen gewöhnlich ausgeschnitten. Neben der langen Taille, zu welcher neuerdings häufig ein Nieder-Gürtel getragen wird, behauptet sich dauernd die auch in die Knaben-Garderobe aufgenommene bequeme, lose Bluse aus forbig gemustertem Satin oder Foulard. Die langen englischen Strümpfe und die ganz kurzen, mit kaum spannlängen Schäften theilen sich gleichmäßig in die Herrschaft, ebenso der Stiefel und der ausgeschnittene Schuh, letzterer vorwiegend aus Weinen mit naturfarbenen Lederbesatz oder ganz aus gelbem Leder.

Für Mama und die sparsamen großen Schwestern giebt das einfache, nach englischem Muster gearbeitete Frühjahrs-Kostüm aus Beige ein vortreffliches Reifelleid; die allerneuesten Modelle bevorzugen den schlichten Jallentrock und die langschößige Jackettaillle à la Louis XIV., mit heller, fein gemusterter Pique-Weste. Eine zweite typische Vorlage zeigt über der Weste mit gefaltetem Halbgürtel kurze Jackettheile, während Seiten- und Rückentheile durch die lange, verfürzt aufgelegte Draperie überkleidartig wirken. Der imprägnirte Gloria-Mantel, — in allen Nuancen der verschiedensten Farben vorrätzig, — ist ein vorzüglicher Schutz gegen Staub und Regen und ebenso unentbehrlich auf der Reise, wie der Panama- oder Span-Hut, den nur eine große Garnitur-Schleife schmückt.

Was aber mögen die Koffer an dultigen Geheimnissen bergen! Wer da hineinschauen könnte, würde Kleider ganz aus ein- und mehrfarbigen schweizer Spachtel-Stidereien, aus Foulard, Satin, Percal, mit reichstem Schleifenschmuck, erblicken. Die drei lehtgenannten Stoffe sind meistens mit Stiderei ausgestattet, welche die Spizen ebenso verbrängt, wie der zarte Woll-Ruffelin die leichter zerdrückbaren Baumwollen-Gewebe. Außer Roth bilden Grün in allen Nuancen, fahles Hellblau und Weiß, lehteres vielfach durch Gold und Gelb belebt, die Farben der Saison. Nach wie vor bleibt der Streifen, vom breitesten bis zum haarfeinen, das beliebteste Muster. Zu Sommerfesten ist der Organdi ausersuchen, der, zart und dultig und mit Blumen überfäet, die Trägerin wie in eine Wolke hüllt.

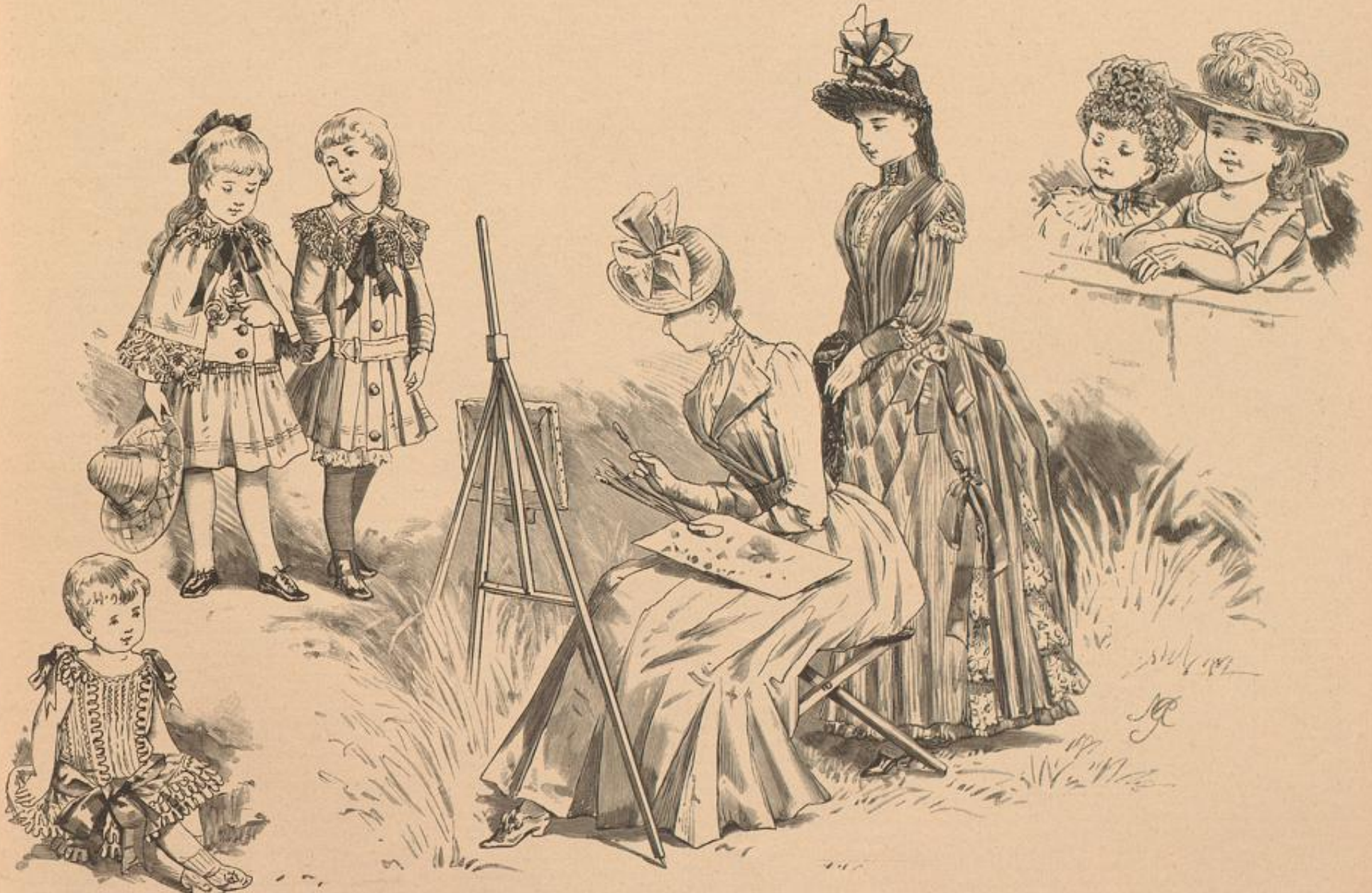
Die Taillen sind vorn alle faltig arrangirt und bei ganz jugendlichen Erscheinungen nicht selten im Rücken gefnüpft, geschürzt oder unsichtbar gehalt. Den Abschluß bilden Nieder-Gürtel, meistens aus schmalen Bändern, welche durch Kreuznaht auf fester Grundform verbunden sind, mit breiten, bis zum Rocksaume herabfallenden Schärpen-Enden. Eine Erweiterung der Schenkel- und Medeis-Gürtel sind die durch eine Bluse oder ein Chemiset ergänzten Nieder-Taillen. Der hohe Stehtragen weicht bei der steigenden Temperatur allmätig einem den Hals frei lassenden Umlege tragen. Den Kleinen, spizen Ausschnitt ergänzen Chemisets aus gefaltetem Lüll- oder Krepptreife, welcher, von vorn um den Hals gelegt, hinten gekreuzt und nach vorn zurückgenommen wird. Bemerkenswerth an den Ärmeln ist ihre Neigung zu der ehemaligen Reulenform zurückzuführen, sodast wir von der Tracht unserer Großmütter nicht mehr weit entfernt sind.

Der vornehmste Schmuck der mit Lüll und Spizen garnirten Hüte, die der Jahreszeit entsprechend meistens große, schüßende Formen aufweisen, besteht aus Buchen- und Rosenlaub, Ephen und den grünlich weißen Blüten des Hopfens. Weiße Hüte, unter denen Reis- und italienisches Stroh vorherrschen, erhalten fest gleichfarbige Band- oder Lüll-Garnitur und außer Laubschmuck oft ganze Rosenkränze oder Federn zur Vervollständigung.

8. 3.

## Aus der Frauenwelt

Wien. — Der Kronprinzessin Stephanie, welche mit ihrem hohen Gemahl vor Kurzem eine Reise nach Bosnien gemacht hatte, wurde von den dortigen Frauen eine interessante Huldigung dargebracht. Schon bei der Audienz vorhergehenden Scenen im Hause der Frau von David, wo sich die Deputation der Frauen versammelte, waren äußerst fessend, und ein Kostüm-Maler hätte hier reichlichen Stoff für seinen Pinsel gehabt. Es ist nicht üblich, die Toiletten mohamedanischer Frauen einer Besprechung zu unterziehen, und auch wir wollen uns dem Brauche fügen, können jedoch nicht umhin, wenigstens die eine Thatsache zu vermelden, daß die Toilette einer dieser türkischen Damen, die goldgestickten Gewänder, der unter Brillanten fast versteckte Fez, die Perlen- und Ducaten-Schnüre den respectablen Werth von mehr als vierzigtausend Gulden repräsentirten. Nachdem sich die Damen durch die ihnen dar-



Berliner Toiletten.



Durch die Landesräthe veranlaßt, wurde einem Theil der im Druck befindlichen Nummer vom 1. Juli auf der ersten Seite ein Bild mit Trauer-Anzügen eingeschoben. Um unseren Leserinnen die ursprünglichen Darstellungen nicht völlig verloren gehen zu lassen, bieten wir dieselben in verkleinertem Maßstabe nebst kurzer Erklärung:



1. Anzug mit Spitzen-Draperie. — Ueber farbigem Satin-Unterleide ist die Spitzen-Draperie vorn schürzenartig geordnet, seitwärts mit breiten seidnen Bändern besetzt. Blumen-Taille, Halbgürtel aus Bändern. Runder Strohhut mit Blumen-Garnitur.

2. Anzug mit glatter Draperie. — Zwischen der geschlitzten Rock-Draperie wird ein Faltenrock aus dunklem, einfarbigem Stoff sichtbar, aus dem auch zwei Bahnen der hinteren Draperie bestehen. Schoß-Taille mit plissirter Weste und Revers. Runder Spitzenhut.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 7. Plattstickerei. — Von einer unserer Sammlung kunstvoller Handarbeiten zugehörigen alten italienischen Schürze ist auf dem farbigen Beiblatt zur Nr. vom 8. Juli die Verzierung der Querseiten getreu mit dem eigenartigen, im Verlauf der Jahre entstandenen Farbenreiz wiedergegeben. Die schmale Vorne begrenzt auch die Vängsseiten unserer interessanten Vorlage, während aus dem Muster der breiten Vorne gebildete Einzelfiguren über letztere sich dem Fond einfügen. Von diesen bringen Fig. 100—103 der Beilage v. 1. Juli d. J. die Vorzeichnung, während in der Nummer vom 22. Juli mit Abb. 23 das Original zur Ausstattung eines Truhentisches angewendet folgt. Die Stickerei eignet sich jedoch auch zur Verzierung von Taschen, Decken, Kinderkleidern u. Man arbeitet die in Italien viel gepflegte Plattstickerei nach Vorzeichnung mit offener Seide (Kloß-, Filofelle- oder englische Filofelle-Seide); nach neben einander liegend ausgeführte Stiche bedecken die Musterflächen.

Extra-Blätter der „Illustrirten Frauen-Zeitung“. Nr. 20. Häkelarbeit. (Mit der vorigen Nummer erschienen.) — An dieser Stelle möchten wir unsere Leserinnen noch auf die vielseitige Verwend-



barkeit der Vorlagen aufmerksam machen. Dieselben Spitzen und Einfäse, welche in kräftiger Ausführung zur Garnitur von Gardinen, Stores,



Bettdecken u. dienen, eignen sich, aus feinem Material gearbeitet, zur Verzierung von Leid- oder Bettwäsche, zierlichen Decken u. Andererseits ist unschwer aus jedem Einfäse eine Spitze oder aus einer Spitze ein Einfäse zu gestalten, je nachdem man die durchgehende Musterung an beiden Seiten gleichmäßig abschließt, oder sie an einer Seite mit Bogen- oder Zaden-Abschluß einrichtet. Als Anhalt hierfür zeigen wir nebenstehend die Spitzen-Vorlage, Abb. 6, zu einem Einfäse verwertet. Sehr gut lassen sich aber auch alle die Musterungen, welche aus einzeln gehäkelten Sternen, Carreaux u.

zusammengestellt werden, auf größere Flächen zu ganzen Decken oder Gardinen ausdehnen, wie aus nebenstehend dargestellter Decke ersichtlich, welcher die Spitze, Abb. 5, zu Grunde liegt. Schließlich kann man auch aus einer oder der anderen der Einzelfiguren Kragen, Fichus (siehe Abb. 51 d. Nr. v. 6. Mai d. J.), zierliche Hebertagen für Sackets, Rabellissen u. herstellen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wieder schmücken die ersten Früchte des Jahres unsere Märkte, und bei ihrem Anblick erwacht in dem Hausfrauen-Herzen die Lust, die schmackhaften Gaben des Sommers auch für den Winter zu conserviren, um sie dann als Delicatsse bieten zu können. Wie schon vor Kurzem an ähnlicher Stelle bemerkt, hat aber die Zunahme der großen Conserve-Fabriken und die reiche Production derselben viele Preise ihrer Fabrikate so gedrückt, daß es, — namentlich bei nicht ganz vortheilhaftem Markt-Einkauf, — trotz eigener Mühewaltung unentbar bleibt, mit ihnen in Concurrenz zu treten. Es bezieht sich dies namentlich auf die Gemüße, die zu dem Zwecke eigens gezogen und schon der Qualität nach oft viel besser sind, als wir sie kaufen können, und dasselbe gilt auch von vielen Früchten. So allgemeine Anerkennung aber das Einmachen in Büchsen mit Recht gefunden hat, es giebt doch verschiedenes Obst, das man am besten selbst und zwar in Gläsern einmacht, verschiedene Arten, die nicht allgemein sind, sondern das Vorrecht des eigenen Hauses bleiben, und wir geben in nachstehendem einige Recepte, die uns als solche empfehlenswerth scheinen. Was die zu verwendenden Gläser betrifft, so sei hier noch bemerkt, daß unter der großen Menge solcher mit Patent-Verschluß sich verschiedene auf's Beste bewähren, daß aber für die hier angegebenen Conserven ebenso einfache, mit Blase oder Pergament-Papier verbundene Gläser genügen, nur nehme man sie stets der Größe einer Portion entsprechend. Doch im Preise und im Werthe, beispielsweise für die Verwendung bei Gefrorenem, für feine Schlagfahnen-Speisen, oder auch als Compot, mit wenig Kosten, allerdings aber mit verhältnismäßig großer Mühe bereitet, sind:

**Ausgeleitete Johannisbeeren.** — Man nimmt hierzu nur die ganz großen, rothen oder weißen Trauben, deren Beeren, — ohne sie zu zerdrücken, — vorsichtig von den Stielen gestreift und mittelst einer Feder angefernt werden. Nun kocht man auf 1/2 Kilo Früchte 1/2 Kilo Zucker in wiederholt angegebener Weise zum fünften Grad, — zum Bruch, — schüttet die Beeren mit ihrem Saft hinein und läßt sie bei beständigem Schütteln unter tüchtigem Ausschäumen so lange kochen, bis der Zucker breit vom Löffel fällt, was nach einigen Minuten der Fall sein wird. Dann zieht man den Kessel vom Feuer, schwenkt ihn fortgesetzt langsam hin und her, bis die Beeren, — halb erkaltet, — sich voll Zucker gefogen und ihre natürliche runde Form wieder erlangt haben. Ist dies geschehen, so füllt man sie in kleine Portions-Gläser, verbindet diese nach vollständigem Erkalten des Obstes mit Blase oder Pergament-Papier und bewahrt sie an einem kühlen, trockenen Orte.

**In Zucker eingemachte reife Stachelbeeren.** — Auch hierzu nimmt man nach Belieben rothe oder grüne, stets aber möglichst große Sorten, die nach Sonnen-Untergang oder Morgens früh frisch gepflückt, vollkommen ausgewachsen sein, sich beim Druck der Finger aber noch fest anfühlen müssen. Man befreit die Beeren von den Blüthen, schneidet die Stiele ab und legt sie so lange in heißes Wasser, bis sie an die Oberfläche steigen und weich sind, ohne zu zerplatzen. Ist dies geschehen, so werden sie vorsichtig in ein Sieb geschüttet und, nachdem das Wasser rein abgelassen, in einen Napf gethan. Inzwischen kocht man je auf 1/2 Kilo Obst 1/2 Kilo Zucker mit wenig Wasser unter ordentlichem Ausschäumen klar und gießt ihn über die Früchte. Am nächsten Tage gießt man den Zucker ab, kocht ihn unter abermaligem Schäumen ein wenig ein, giebt ihn wieder über die Beeren, die man dann zudeckt, und wiederholt dies Verfahren an den zwei folgenden Tagen. Das letzte Mal aber kocht man den Zucker so lange, bis er sich in kleinen Strahlen durch die Löcher des Schaumlöffels blasen läßt, schüttet dann die Stachelbeeren, die einmal in dem Zucker aufkochen müssen, hinein und füllt sie, erkaltet, in Gläser.

Sehr beliebt ist ferner ein **Panaché**, aus **Johannisbeeren, Himbeeren und Kirschchen** bestehend. Man nimmt von jeder Fruchtorte die gleiche Menge, entzieht die Beeren, — die man gesondert läßt, — steint die Kirschchen aus, wiegt das Obst und rechnet auf je 1 Kilo desselben 1/2—3/4 Kilo Zucker, der mit ein wenig Wasser gekocht und ausgeschäumt wird. Ist dies geschehen, so giebt man zunächst die Kirschchen hinein, läßt diese ein paar Mal aufkochen, thut dann die Johannisbeeren und zuletzt die Himbeeren dazu. Nun zieht man den Kessel vom Feuer, die Masse bei langsamem Kochen fleißig rührend, damit sie sich nicht, was leicht geschieht, am Boden anhebt. Sobald der Saft anfängt zu geliren und breit vom Löffel tropft, ist das Panaché, das eine schöne rothe Farbe haben muß und nicht zu steif sein darf, fertig; man füllt es in Gläser und deckt, sobald es erkaltet ist, ein passend geschnittenes, in Rum angefeuchtetes Blatt Papier auf die Oberfläche, verbindet im Uebrigen aber die Gläser in bekannter Weise.

Ganz vorzüglich zum Einmachen in Flaschen geeignet sind **jämmlische Kirscharten**, die Geschmack und Farbe vollkommen bewahren. Den Vorzug verdienen Glasirsche, Ratte und große saure Kirsche; entsteint und ganz wie zu frischem Compot mit Zucker geschmort, werden sie warm in gut geschwefelte Portions-Flaschen gefüllt, welche verbunden und zum beliebigen Gebrauche aufbewahrt werden. Es ist gerade diese Methode so außerordentlich einfach und empfehlenswerth, daß wir ihrer ganz besonders noch einmal Erwähnung thun. Auch erinnern wir an die namentlich bei den Herren beliebten Cognac-Kirschen, zu denen sich die Ratten eignen, die man, nachdem die Stiele zur Hälfte gefürzt sind, in kleine Gläser packt, mit gutem Cognac übergießt und in der Sonne destilliren läßt. Nur achte man auf festen Verschluß der Flaschen, da der feine Weingeist leicht verdunstet. Mit einem Fondant Zuckerguß überzogen, ergeben diese Kirschchen das bekannte feine Dessert.

**Einmachen von grünen Walnüssen.** — Bis jetzt war man gewohnt, Walnüsse ausschließlich in Zucker und in Gläsern zu conserviren, doch zeigte sich bei dieser Art manche Unzuträglichkeit, namentlich oft bei längerem Stehen ein starkes Krystallisiren des vielfach eingelosenen Zuckers und ein Hartwerden der Früchte, die einen widerlich süßen Geschmack betamen. Nun hat man auch hier das Einmachen in Portions-Büchsen versucht, das, wesentlich einfacher, den besten Erfolg erzielte. Das Verfahren ist zu An-

fang das allgemein bekannte: Die Nüsse werden mit einer starken Nadel mehrfach durchstochen, damit man sich überzeugt, ob unter der grünen Schale die zweite noch nicht zu entwickelt sei. Ein wichtiges Erforderniß ist es, daß die Frucht vollkommen weich ist; die erste Hälfte des Juli ist daher der geeignetste Zeitpunkt zum Einmachen der Walnüsse. Nachdem die Nüsse so geprüft worden, wirft man dieselben in ein Gefäß mit Wasser, läßt sie in diesem 8 bis 10 Tage stehen, das Wasser täglich einige Male wechselnd. Dann läßt man sie aber, in etwas gefalzenem Wasser weich gekocht, einige Tage wässern, schüttet sie in ein Sieb und pakt sie, sobald sie genügend abgetropft sind, in die passenden Büchsen, nach Belieben ein wenig Zinnmet und ein paar Gewürznelken hinzusetzend. Inzwischen kocht man, der Menge entsprechend, Zucker auf, das Kilo mit 1/2 Liter Wasser, schäumt ihn tüchtig aus, läßt ihn ein wenig eintochen und gießt ihn heiß über die Nüsse, die sofort verlobtet und 1 1/2 bis 2 Stunden in Wasserbade gekocht werden müssen. Wenn man eine solche Büchse im Winter öffnet, wird man den Inhalt unverändert finden, nur kann es sein, daß der Saft ein wenig dünnflüssig, wässrig wurde, und man wird gut thun, ihn dann beliebig mit ein wenig Zuckerguß aufzulochen. E. K.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

**Stiftungen für adelige Mädchen.** — Wer kann mir mittheilen, ob es in Preußen Stiftungen für arme adelige Mädchen katholischer Religion giebt und wohin man sich um Auskunft über die Statuten zu wenden hat? A. Z.

**Venusstuh.** — Wie behandelt man Venusstuh-Pflanzen; wie und wann vermehrt man dieselben? Ph. B.

**Milchflecke.** — Womit entfernt man Milchflecke aus einem hellblauen Wollleide? E. G.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Mittel gegen Fliegen (88).** — Von den vielen radicalen Mitteln gegen Stubenfliegen sind wenige verwendbar, da man sich durch dieselben oft anderen Gefahren aussetzt; jedenfalls wird man gut thun, zunächst vorbeugend zu wirken. Man halte zuerst jene Fenster geschlossen, auf denen die Sonne steht, öffne Abends Thüren und Fenster, sobald ein starker Luftzug entsetzt und versuche außerdem die an den Wänden sitzenden Fliegen mit Tüchern hinauszuschleichen. Von gutem Erfolg ist die Anwendung der in den letzten Jahren allgemein verbreiteten „Fliegenkugeln“, die, obendurch einen Stöpsel geschlossen und mit etwas Wasser und Spiritus gefüllt, an der unteren Seite eine Oeffnung haben. Man stellt sie auf einen Teller, streut unter die Oeffnung ein wenig Zucker, der die Fliegen anlockt und sie aufschwärmend sich in der Glocke fangen und in dem Spiritus ertrinken macht. Unschädlich sind ferner Räucherungen von trockenem, auf glühende Kohlen geworfenen Kirbisblättern; es dürfen sich in diesen in Räumen, wo dies angewendet wird, keine Vögel befinden. Ein vorzüglicher Fliegenfänger ist weiter eine Pflanze, Apocynum androsaemifolium genannt, die zur Frühlingszeit aus Samen oder Stecklingen gezogen, den ganzen Sommer über Hunderte von hübschen Blüthen trägt, welche die Fliegen unweiderstlich anziehen und tödten. Es empfiehlt sich, mehrere solcher Pflanzen in Töpfen auf die Fensterbretter zu setzen, und wenn nicht durch eines der angegebenen Mittel allein, so gelingt es vielleicht durch ein Zusammenwirken des letzteren mit den oben erwähnten Mitteln, die lästige Plage zu beseitigen. F. K.

**Färben von Strümpfen (88).** — Für das Färben von Strümpfen, die dem Einfluß von Luft, Licht und wiederholtem Waschen widerstehen sollen, ist es nothwendig, daß zwischen dem Gewebe und dem Farbstoffe eine vollkommen chemische Verbindung bestehe. Diese erzielt man, indem man die Strümpfe zunächst in eine Beize von Jinnfalz, Alaun, Eisenvitriol und essigsaurer Thonerde legt und sie dann aus dieser in die sogenannte „Färberflotte“ bringt, um sie in dem Abbad des betreffenden Farbstoffes auszufärben. Dies geschieht dadurch, daß die Strümpfe in denselben umhergeschwenkt und so lange bearbeitet werden, bis sie vollkommen durchgezogen sind. Zum Abtropfen aufgehängt, zieht man sie durch die Wringmaschine, wäscht sie in reinem Wasser nach, trocknet sie, und bringt sie schließlich in ein Seifenbad. Für ein „Graufärben“ verwendet man dünne Lösungen von Blauholz, auch Sumach und Eisenvitriol, die in wiederholten Wässern anzuwenden sind. Für Braun nimmt man am besten Chemisch- oder Gallusbraun, ebenso Gatheu. Das Ausfärben geschieht hier entweder ohne Beize oder mittelst einer solchen von Alaun und Kupfervitriol. Ein Visterbraun erhält man durch Braunstein. B. G.

**Abonnettin in Graz.** — Bedenken Sie sich in dieser Angelegenheit an den Vette-Berein in Berlin.

**E. G. in Frankfurt a. M.** — Wir wissen Ihnen kein Mittel anzugeben. Der Regen ist nun einmal der unerbittliche Feind des künstlich gekünstelten Daars.

**Fräulein G. in Jauer.** — Die Bade-Direction wird Ihnen die gewünschten Auskunft gewiß gern ertheilen. — Zu einem blaurothen Promenaden-Röckle wählt man naturfarbene schwedische Leder-Handschuhe.

**E. G. in G.** — Beilagen für Egypten, Tschon u. f. w. haben wir in unserer Nummer wiederholt gebracht; wir verweisen auf die Nummern vom 1. December 1885, 1. Juni und 1. November 1884, sowie auf die Beilage zu der Nummer vom 1. October 1887.

**Alle Abonnentinnen in Straburg.** — Kleude's „Diätetische Kostmittel“ dürfte Ihrem Zweck entsprechen.

**Bezugsquellen:** Sommerhoffe: J. H. Seife, W. Veisiger Str. 87. — Neffe-Anzuger, Hüte u. für kleine Kinder: Bado-Basar, W. Wetzelscher Markt 9.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.